



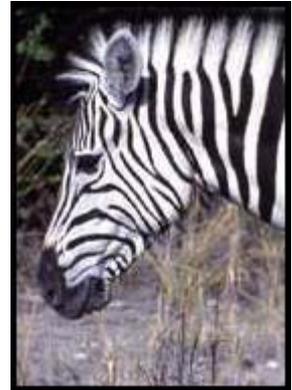
© Rudolf Wagner



Kreuz und quer durch Namibia
Das DEUTSCH-SÜDWEST von einst

**Und weiter von der Kalahari
bis zum Krügerpark**

(27. November 1992 bis 4.1.1993)



Anflug auf Windhuk

Es ist der 27. November 1992. Die südafrikanische Fluglinie durfte aus Gründen, die jeder kennt, afrikanischen Boden nicht überfliegen, mußte also weit nach Westen ausweichen und trieb entsprechend mehr Treibstoffabgase in die Luft. (Dies nur als virtuelles und gefälliges Lutschbonbon in Brennesselgrün für alle einschlägig gefärbten Leser dieser Zeilen.)

Allen voran der Weltkirchenrat, hatte es die manipulierte Weltmeinung geschafft, Südafrika, das einzige, halbwegs zivilisierte Land des Kontinents, als bösen Buben in die Ecke zu stellen. Immerhin, wir flogen nachts, und jeder Sitz wurde beschlafen. Das Wissen um eine nach europäischen Vorschriften gewartete Maschine gab uns die nötige Ruhe dazu.

Drei Jahre vorher waren wir zur gleichen Zeit von Rom aus mit einer anderen Linie nach Johannesburg unterwegs gewesen. Auch nachts, aber quer durch den Kontinent. Unsere Maschine flog nur bis Lusaka in Sambia. Dann umsteigen und neun Stunden Wartezeit im Flughafen vertrödeln. Raus durften wir nicht. Das einzig Gute: Unser Flieger aus Rom war fast leer gewesen. Jeder durfte sich über drei Sitze hinweg ausstrecken. So hat alles sein Für und Wider. Wer aber so verlustreich fliegt, hat vielleicht auch nicht die Mittel, seine Maschinen instand zu halten, comme il faut.

Jetzt aber liegt die afrikanische Westküste zu unseren Füßen: Angolanisches Gebiet. Braune Wüste und verbranntes Buschveld. Ich schreibe absichtlich das niederländische Wort "veld", das ins Afrikaans der Buren übergegangen ist. Veld ist Savanne oder Steinwüste, Hochland und Tiefebene, bloß kein Feld, wo Eßbares gedeiht.. Wir werden noch viele Abstriche an unseren Vorstellungen machen müssen.



Giraffen sind von Natur aus privilegiert, weil ihnen nicht wie anderen hungrigen Tieren mitunter der Brotkorb zu hoch hängt.

Wir saßen seit Frankfurt in diesem Flugzeug, das ETOSHA hieß. Gegen die aufgehende Sonne versuchten wir etwas zu erkennen. Was mag das sein, diese schnurgerade, unnatürliche, westöstliche Linie? Eine Straße? Eine Eisenbahn? Nicht weit südlich davon genau das Gegenteil, nämlich ein gewundenes Flußbett. Das war der Kunene, der Grenzfluß zu Namibia. Ein Landsmann, der unser Gespräch mitgehört hatte, beugte sich vor. Keine Eisenbahn sei das, sondern der Grenzzaun. Da der Zaun nördlich des Grenzflusses verlief, wird er im Bürgerkrieg von Kubanern unter technischem Beistand der Friedensfreunde aus der DDR gebaut worden sein. Honnecker hat ihn auf seinem Staatsbesuch in Angola vielleicht besichtigt. Seine Leute hatten ja Erfahrung. Der Grenzstreifen, so breit wie einstmals der mitten durch Deutschland, sollte verhindern, daß die angolansische Rebellenbewegung UNITA von den USA und Südafrika Waffen gegen das marxistische Regime erhielt. Merkwürdig genug, Apartheid hin oder her, gegen den Kommunismus waren sich plötzlich alle einig.



Wovon soll ich satt werden?

Wir wunderten uns über die kreisrunden Ringe auf der Erde, die wie krebsartige Hautveränderungen aussahen, oder wie die von Hecken geschützten Runddörfer afrikanischer Stämme, die Antje beim Rotkreuzinsatz in Uganda gesehen hatte. Es fehlten allerdings die üblichen grasgedeckten Lehmhütten innerhalb des Rings. Unbekümmert sprachen wir von Krals und das ist ja nun

auch mal das Wort dafür. Unser Hintermann, der Landsmann, belehrte uns darob auch gleich: Wir sollten das Wort lieber nicht gebrauchen. Man höre das in Namibia nicht gern. Das seien Wohnsiedlungen.

Wir hielten uns die Hand vor den Mund, um nicht loszulachen, was der Rheinländer im Bonner Maßanzug da von sich gab, denn wir kannten ja beide von Bildern die "Wohnsiedlungen" der Schwarzen in Uganda. Für die Slums am Stadtrand von Windhuk oder Johannesburg ist das Wort Kral allerdings wirklich zu gut.

Tatsächlich waren das keine Krals aus der Vogelschau, sondern ausgetrocknete Wasserlöcher, die bloß genauso rund aber von Tieren zertrampelt aussahen. Dort, wo in guten Jahren das Wasser hinreichte, waren sie von einem Ring spärlicher Vegetation umgeben. Aber seit drei Jahren hatte es nicht mehr geregnet.

Im nächsten Augenblick lag unter uns, was unserem Jumbo den Namen gab, die Etosha-Pfanne. Einmal war das ein riesiger See gewesen. Dann änderte vor 120 Millionen Jahren der Kunene seinen Lauf. Das war die Zeit, als Südamerika von Afrika wegtriftete. Der See trocknete aus. An seinem Boden blieb eine tischebene Salzfläche zurück, die immerhin noch elfmal so groß wie der Bodensee war. Das Glitzern täuschte. Es war kein Wasser, das glänzte, sondern Salz. Jedem menschlichen Vordringen war hier eine Grenze gesetzt. Was wir auch schon wußten: Am etwas erhöhten Rande der Pfanne sickerte an manchen Stellen Grundwasser ins Freie. Es gab dort also spärliche Quellen, Wasserlöcher und, wo der Höhenunterschied reichte, sogar artesische Brunnen. Nach viel Regen fließt Wasser aus sonst trockenen Flußläufen in die Pfanne; es trocknet aber bald auf und erhöht nur den Gehalt an bitteren Salzen im Boden.

Wo der Mensch nichts mehr verloren hat, ist der Tierwelt ein Refugium geblieben, denkt man. Von wegen. Für die Händler von Elfenbein, Horn und Straußenfedern war das im vorletzten Jahrhundert wie einen Christbaum abräumen. Die schwarzen Stämme freuten sich. Ihnen blieb ja das Fleisch. Sie zogen hinter den Elfenbeinjägern wie die Hyänen hinter den Löwen her.

Seit dem Eintreffen der Schutztruppe war Schluß damit. Die deutsche Ordnung! Zuerst ein Jagdgesetz! Ohne Jagdschein ging nichts mehr. Im Übereifer wurde ein Viertel des heutigen Namibias zum Naturschutzgebiet erklärt. Geblieben ist der Etosha Naturschutzpark. Er ist so groß wie die Schweiz. Sonst besteht keine Ähnlichkeit. Das kleine Fort errichteten die deutschen Ordnungshüter am Rande der Pfanne neben einer starken Quelle, die Namutoni hieß. Morgen abend werden wir dort sein.

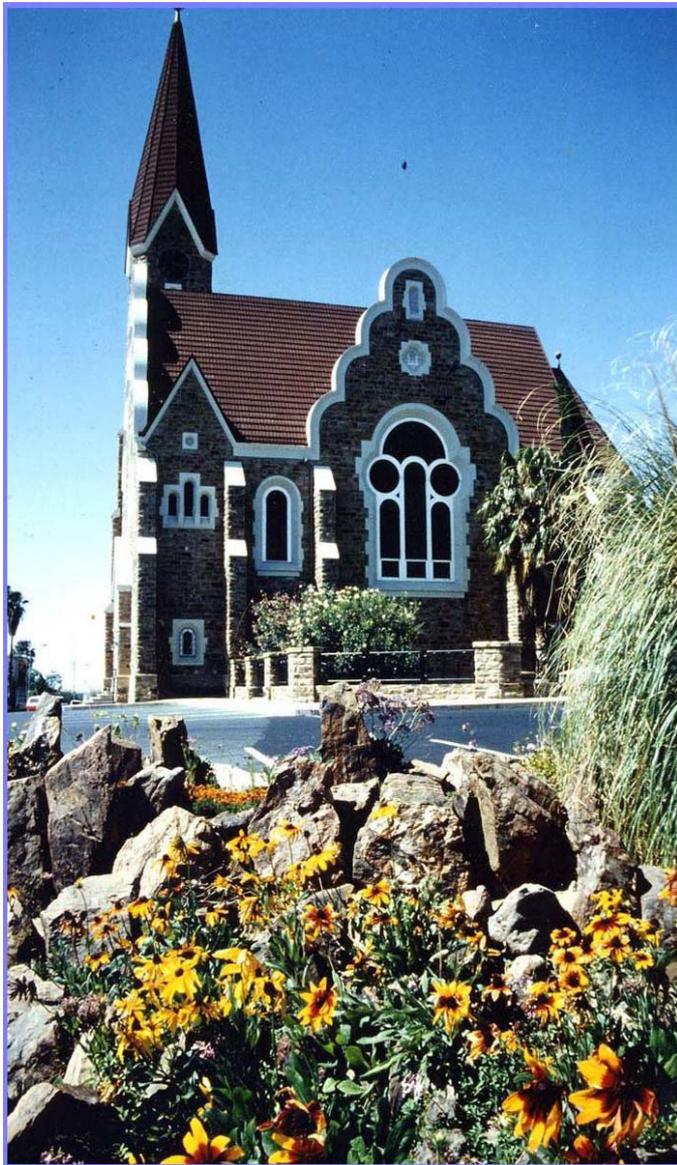
Warum bloß in dieser Einöde Polizisten? Doch nicht wegen des Elfenbeins? Wir hatten uns vorbereitet. In "Kein Platz für wilde Tiere" stand es (Grzimek): Über ägyptische Kamele war die Rinderpest ins Innere Afrikas vorgedrungen und hatte Antilopen und Büffel dezimiert. Die Farmer sahen ihre Arbeit vernichtet. Schon mußten in Deutsch-Südwest und Südafrika Zehntausende von Rindern getötet werden, weil einzelne in der Herde erkrankt waren. Zäune wie der in Angola quer durchs Land halfen nichts. Die mit ihren Herden herumziehenden Stämme rissen sie nieder. Tretrinnen einzusetzen, das wäre auch zu inhuman gewesen. Das machten erst die Freiheitskämpfer Mandelas in Südafrika. Sie (ANC und PAC, Parole: Krieg den Weißen!) erhielten immerhin noch 1991 400.000 DM aus dem Rassismusfond des Weltkirchenrats für den Freiheitskampf. Der Lernprozeß ist lang. Bevor es in Südafrika nicht drunter und drüber geht wie in Somalia und anderswo, sind sie nicht zufrieden.

Was noch bis Windhuk an ausgedorrter Erde unter uns lag, machte uns nachdenklich. Das war keine "schöne" Landschaft. Am Flughafen, auf die Koffer wartend, hörten wir einem Südwestler zu. Er hatte zwei Jäger aus Bregenz begrüßt, die als Gäste zu ihm auf die Farm kommen wollten: Seit drei Jahren kein Regen und alles am Verdursten. Die Warzenschweine fielen ausgemergelt neben der Straße um und erhöben sich von allein auch nicht mehr. Waidmanns Heil!

Wir fragten: Warum bloß diese Hitze? Die Asche eines Vulkans auf den Philippinen sei daran schuld. Uns fiel die Entstehung der Etoschapfanne wieder ein und die stets unruhige Erde. Wir hatten schon beim Anflug unzählige schwarze Warzen auf der graubraunen Erde gesehen: hutförmige Magmaausbrüche aus manganhaltigem Erz.

In Windhuk keine Spur von Wind. Woher auch. Der Ortsname sagt nichts über diese trostlose Gegend aus. Sie lag nur günstig zwischen Hereros und Hottentotten. Die führten permanent Krieg gegeneinander wegen des Weidelandes und der irdischen Jagdgründe. Ob Nashorn, Löwe oder Antilope, die markierten ja auch alle ihr Revier und wehe, es kam ihnen ein Konkurrent zu nahe. Bei den Tieren ging es zwar nur um den eigenen Harem. Aber bei den Hirtenvölkern? Da hing beim Frauenkauf von der Anzahl der Rinder auch die Größe des Harems ab.

Unser Mietauto, ein weißer VW-FOX und kaum kleiner als ein Jetta, stand vor dem Flughafen im kühlen Schatten bereit. Grelles Licht. Wo ist die Sonnenbrille? Dann 40 km Steinwüste bis Windhuk. Bis zum letzten Augenblick glaubten wir nicht, daß dort die Landeshauptstadt sein soll. Außerdem Linksverkehr. Sind wir in die falsche Richtung gefahren? Die ersten Kraftwagen kamen 1915 mit den englischen Truppen ins Land; deshalb Linksverkehr. Dann sahen wir die gläsernen Hochhäuser. Wir waren da.



Die evangelische Christuskirche Windhuks geht auf die Gemeindegründung der Rheinischen Mission im Jahre 1896 zurück.

1910 wurde sie eingeweiht. Der historisierende und längst altertümelnde Baustil erinnert den Betrachter an die heimatbezogene Denkweise der frühen Auswanderer. Anders als heutige Aussteiger, verließen jene nicht ihre Heimat, weil sie sie oder deren Politiker satt hatten. Zu guter Letzt war ihr Schicksal nicht das bessere.

Die deutsche Verwaltung wollte also damals bei keinem anecken. Aber die feine deutsche Art fand bei denen, wo nur der Mann mit dem Speer in der Hand was galt, keine Würdigung. Die Zahl der von ihnen ermordeten Farmer mit ihren Familien (fast ein Zehntel aller Weißen) steht auf dem Reiterdenkmal unter der Burg; auch die der gefallenen Schutztruppler und Marinesoldaten.

Wir fanden keinen schattigen Parkplatz. In der Mittagshitze zeigte unser Badewannenthermometer von zuhause 50°C im Wageninneren. Hoffentlich schadet es unseren Filmen im Kofferraum nichts. Was waren wir erledigt. Es reichte gerade mal, die deutsche Christuskirche zu photographieren. Einer aber freute sich über den Schatten unter dem Auto: eine fußlange blaue Eidechse mit knallroten Farbflecken, wie aus der Sprühdose.

Bereits nach zwei Stunden war alles an Bürokratie erledigt, nämlich die Bewilligungen für den Besuch bestimmter Gebiete, z. B., der Skelettküste.. Wir brauchten nur die ehemalige Kaiserstraße langzulaufen. Zuerst ein Photoladen, wo die deutsch sprechende Inhaberin genau die Weihnachtskarten hatte, die wir suchten: ein Weihnachtsmann, der durch die Namibwüste kriecht und am Verdursten ist. Oder da war ein Warzenschweinpärchen, das sich in einer schwarzer Suhle wälzte. Wir waren da schon an dem Punkt, wo wir fast neidisch auf die beiden wurden. Oder die zwei Giraffen, so unterschiedlich lang wie Antje und ich. Der suchende Blick aus einsamer Höhe sagt alles: Wo gibt's ein kühles Bier? In Windhuk natürlich. Hansa-Bier.

Für einen Besuch der deutschen Konditorei fehlte die Zeit. Wir nahmen einer Straßenverkäuferin bei jedem Vorbeigehen eine Dose Coke ab und studierten am Straßenrand die Vereinsnachrichten in den Schaukästen. Der Deutsche Schulverein in Swakopmund verlost einen Mercedes. Es fehlt an Geld für Schülerheime. Trauriges vom Reiterverein Omaruru. Nicht weniger traurig: Die Farm eines verstorbenen Herrn Engelhard wird versteigert; seine Vornamen: Wilhelm Albrecht Emmo Ernst Siegmund Ehrenfried. Kein Sonderfall. Ein anderer heißt Hans Peter Fritz Albert Schiele. Wir fanden das sympatisch und ein Zeichen von Tradition. Jeder Name ein Pate, das gibt Rückhalt im Leben. Der Hundeverein Windhuk veranstaltet sein Weihnachtsfest bei einem Bratwurststand. Wie tierliebend! Dann: "Die reine Wahrheit über die deutsche Politik". Sieht da wirklich noch einer durch? (Außer dem "Spiegel".) Der Schachklub in Schwierigkeiten. Die Mühlen Namibias haben kein Korn zu mahlen, also auch kein Geld für ein Turnier zu verschenken.

Dann doch noch ein Lichtblick: Im August 1993 soll es hier die erste deutsche Buchmesse geben. 4000 Bücher werden ausgestellt. In gewissem Sinne konnten wir aufatmen: So viele antirassistische, antikolonialistische Bücher mit linken Themen kann es gar nicht geben. Sie würde hier auch keiner kaufen. Wo doch schon deutsches Urlauberjungvolk (DGB?) mit solchen Sprüchen auf Namibiasafari war und sich unbeliebt gemacht hatte. Wer mag die Reise wohl bezahlt haben? Jedenfalls sind 30.000 Deutschsprechende, die in Busch und Veld mangels gutem Fernsehen, Tageszeitung und minimalem Radioempfang wirklich noch Zeit haben sollten zu lesen, eine echte Marktlücke auch für gute notleidende deutsche Verlage.

Übrigens muß irgendeiner den Börsenverein in Frankfurt schon gewarnt haben. Es werde keine politische, sondern eine kulturpolitische Bücherschau. Wir spitzten natürlich die Ohren, wo es in Gesprächen um Namibia ging. Erstaunlich, wie jeder, den wir darauf ansprachen, das Thema abtat, als verstünden wir Deutsche sowieso nichts von ihren Problemen. Öffnete uns aber einer sein Herz, dann gab es nicht wieder zu gebende Aussagen.

In einer Eisbar blieben wir kurz hängen. Alles sprach deutsch. Aber die Gesichter sind anders als in Deutschland; selbstbewußter, härter. Die Frisur ist Nebensache. Die jungen Männer sehen aus, als müßten sie täglich darauf achten, vor der Haustür auf keine Puffotter zu treten. Wie in Düsseldorf im Hochsommer schmachtete alles unter einer Hitzewelle.

Nicht weit weg der altdeutsche Uhrturm, der vermutlich in seiner Fachwerkbauweise die Hektik auf der Straße und hinter den Hochhausfassaden nicht mehr versteht. Zuschauer drängen sich um einen Verkehrsunfall. Bluttransfusion. Drei Hererofrauen, die gaffen, erinnern mich in ihrem Aufputz an Königin Viktoria. Am Ende der Straße die Behörde, wo es die Besuchserlaubnis für die von Südafrika eingerichteten Naturparks gibt. Die Aufschrift KAISERLICHE LANDVERMESSUNG läßt keinen Zweifel, wer das ebenerdige Haus gebaut hat. Zuerst mußte ein Grundbuch her!

Alles, was der jetzt selbständigen Regierung Namibias in den Schoß gefallen sei, hörten wir, wäre in einem Jahrhundert weißer Vorarbeit geleistet worden. Bis auf die Verteilung des Farmlands und den Naturschutz also steht die Mandatsmacht Südafrika dahinter. Die hatten es auf den Reichtum des Landes abgesehen: Diamanten und andere Bodenschätze. Nein,

nicht nur. Sie kassierten den einzigen brauchbaren Hafen für England, bevor Lüderitz noch einen Fuß an Land gesetzt hatte und stellten Fischfabriken hin. Nun will Sam, wie alle den SWAPO-Chef aus Ovamboland nennen, diese Geldquellen natürlich auch. Jeder setzt sich gerne ins fertige Nest. Sie haben sich lange genug von den Hereros das Vieh stehlen lassen müssen. Schon gehen die Klagen los, was alles verfällt, angefangen beim Straßenzustand.

Die Kaiserstraße heißt heute Unabhängigkeitsstraße, womit die Unabhängigkeit von Südafrika gemeint ist. Dieses hatte seit der Besetzung Deutsch-Südwests im Jahr 1915 nichts gegen den Kaiser. Es ist fraglich, ob sich die Südwester unter Sam's Regierung noch so unabhängig fühlen werden wie vorher.

Was wir längst wußten: Daß die dritte Landessprache Deutsch ist. Was wir nicht wußten: Wie einem das vorkommt, wenn einen ein Schwarzer auf deutsch anredet. Wir waren jedesmal von neuem verblüfft und davon auch angerührt. Soweit muß einer also nach Übersee gehen, will er noch Deutsch hören. Wem fällt es schon auf, daß die halbe Welt englisch redet und keiner macht den britischen Kolonialismus dafür verantwortlich.

Die "Allgemeine Zeitung", die seit 77 Jahren erscheint, wollen wir später lesen. Nirgendwo erfährt man mehr über ein Land als in Polizeibericht und Anzeigenteil. In diesen Tagen sind die ersten unabhängigen Regional- und Kommunalwahlen im Gange. Der Mord an einem Schwarzen, der für die Demokratische Turnhallen-Allianz kandidierte, ist in aller Munde. Er wurde drei Stunden gefoltert und dann umgebracht. Die Polizei sah zu. Politische Einschüchterung, sagt die Menschenrechtskommission. Das war's.

Man sieht es ihnen an; sie bersten in den Köpfen vor Wut. Wenn sie erst in den Gemeinden kein Mitspracherecht mehr haben, werden auch die genauso davon betroffenen Schwarzen sich erinnern, daß es nicht sie, sondern die Ovambos des Nordens waren, die der SWAPO an die Macht geholfen haben. Mit den Vereinten Nationen im Rücken, versteht sich und mit Unterstützung aller marxistischen Staaten. Genug Pulver für einen neuen Bürgerkrieg. Der letzte hat 10.000 Zivilisten das Leben gekostet. (Die Ovambos lebten beiderseits des Kunene, also zur Hälfte in Angola.)

Auf der Weiterfahrt durch das trockene Land hörten wir im Landesradio ein deutsches Rezept für Streuselkuchen mit Schlagsahne. Dann Abzweigen in Okahandja. Die klangvollen Ortsnamen sind alle aus der Hererosprache. Rundfahrt durch den Ort, der bereits um die Jahrhundertwende Eisenbahnanschluß nach Swakopmund erhielt. Man sieht es dem Bahnhofsgebäude heute noch an.

Wir sollten es noch öfter erleben, wie breit in diesen Städten die Straßen angelegt worden waren. Der Verkehr ist anders undenkbar. Wie hätten die Fuhrwerke vorankommen sollen oder gar wenden? Die schweren Treckwagen wurden von acht und mehr Paar Ochsen gezogen. Da wären die Straßen im Nu verstopft gewesen. Deshalb auch die großen Plätze im Zentrum der Städte.

Uns interessierten die Gräber der Hererohäuptlinge am Ende einer verwahrlosten Königspalmenallee, die einst zur Niederlassung der Rheinischen Mission geführt hatte. Wir ließen uns erklären, daß die Hereros damals nicht viel länger im Land waren als die ersten Missionare der Rheinischen Mission. In jener Mission hat ein Ravensburger als erster die Sprache und Geschichte der Herero aufgeschrieben.

Hier lag also Samuel Maharero, der 1904 den grausamen Aufstand gegen die Deutschen angezettelt hatte. Er starb 1923. Bis dahin hatte sich sein Feindbild geändert. Auf seinem Sarg lag beim Begräbnis die schwarz-weiß-rote Fahne der Schutztruppe und die Schwarzen sangen das Südwesterlied. Den Weißen, die dabeistanden, traten Tränen in die Augen. Die Hereros waren von ihnen 1904 vernichtend geschlagen worden. Aber jetzt hieß ja der neue Feind, der das Land besetzt hielt, England. Mit den Engländern kamen die anderen

Viehzüchter von jenseits der Grenze ins Land, die Buren. Den Hereros ging es nur um Vieh und Weidegrund. Ihre Häuptlinge - und sie allein - besaßen Tausende Stück Vieh. Sie hatten vorher schon genau so grausam gegen Hottentotten und alle anderen Stämme in der Region gewütet. Fehlt nur noch der deutsche Minister, der hier einen Kniefall absolviert, um sich damit für die Verfehlungen seiner Landsleute zu entschuldigen.

Hier war auch das Grab des Hereroführers Clemens Kapuuo. Er fiel 1978 einem Attentat zum Opfer. Er war von der Demokratischen Turnhallen Allianz, die alle Rassen vereinigte, als erster Ministerpräsident eines unabhängigen Namibia vorgesehen gewesen, ein Gegner von Terror und Kommunismus. Die Anhänger, aus denen die SWAPO ihre Leute rekrutierte, waren keine Hereros; und die Swapoanhänger waren Terroristen und Kommunisten.

Ein Grabstein war noch nicht so alt: Aus schwarzem Basalt die vergrößerte Darstellung eines Geschosses und darin eingraviert eine Maschinenpistole. Cambire Tjamuaha war 1989, also im Jahr der Unabhängigkeit, ums Leben gekommen. Nachdem wir die Aufschriften in der Hererosprache durchgestottert hatten, fanden wir die Tafel, wo es auf englisch und deutsch stand.

Ankunft in Groß Barmen. Erinnerung an die Rheinische Mission. 1844 begann sie hier ihre Arbeit. Die Hereros lernten, ihre eigene Sprache zu schreiben. Statt Buschtelefon mit der Pauke jetzt Tinte und Papier. Diese weißen Halbgötter! Die Mission lag günstig an einer heißen Quelle. 65°C heißes Wasser aus zweieinhalb Kilometer Tiefe.

Vulkane haben also auch ihr Gutes und lassen nicht nur unter Staubwolken die Erde verdursten. Unerwartet für uns: Ein modernes Hallenbad für Kurgäste. Auf gerade noch erträgliche 40°C heruntergekühlt. Sei gut gegen Rheuma. Wir schwammen, bis wir glaubten, jetzt hätten wir uns an die Tagestemperaturen gewöhnt, die uns morgen erwarteten. Die Fahrt am Nachmittag durchs ausgetrocknete Land hatte uns einen Vorgeschmack davon gegeben.

Dann Abendessen im Restaurant. Die anderen Gäste schwarz, aber vornehm. Wir fielen richtig ab. Afrikaner kriegen also auch Rheuma. Wir hatten in dem weitläufigen Naturpark wie alle ein Wohnhaus für uns allein. Schlafzimmertemperatur 35°, draußen 30°C. Wir hätten die Klimaanlage anstellen können. Wir ließen lieber die Tür ins Freie offen, und stellten nur einen Liegestuhl quer davor, da wir auf der Fahrt zum Restaurant ein Kudu unweit der Häuser gesehen hatten. Wer läßt sich schon gerne im Schlaf von einem Kudu übers Gesicht lecken.

Der Sternenhimmel war afrikanisch klar. Richtig neidisch kann man als Mitteleuropäer bei diesem Anblick werden. Das Kreuz des Südens noch nicht aufgegangen. Der "Kuraufenthalt" im Rheumabad Groß Barmen war dann so billig, daß es keiner glauben würde: 22 DM die Übernachtung für zwei. Das Abendessen doppelt so teuer. Aber nur, weil wir die Speise- und Weinkarte von unten nach oben gelesen und bestellt hatten. Übersetzen meine Leser das jetzt in Europeise, kann ich nur hoffen, daß das apartheid-freie und nun vom Tourismus überschwemmte Land mit den Füßen auf dem Boden geblieben ist. Sonst kann ich nur sagen: Sie hätten halt früher kommen müssen, als es noch verpöht war, dorthin zu reisen.

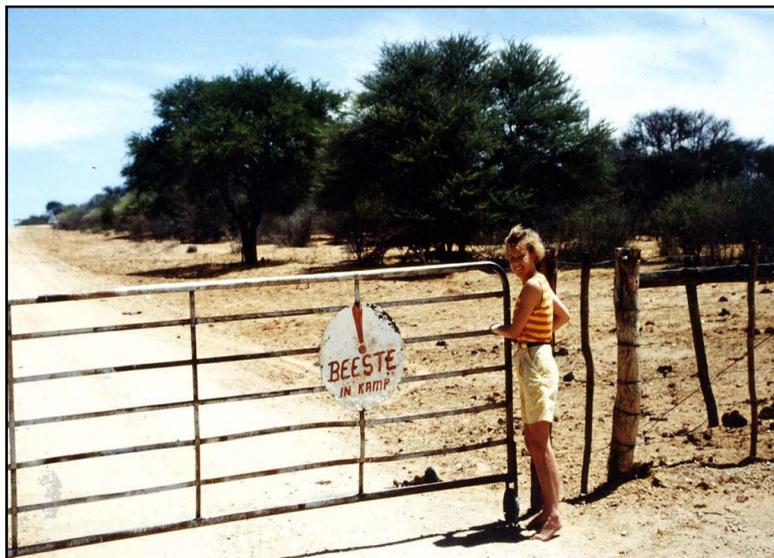
Übrigens: Wo die deutsche Gründlichkeit einmal zuschlägt, macht sich das noch nach einem Jahrhundert bemerkbar. Unter den 25 Aufenthaltsbedingungen heißt es auf deutsch im Absatz h) unter "Niemand darf:"... sich zum Vollzug seiner natürlichen Bedürfnisse woanders hin begeben als zu den dafür vorgesehenen sanitären Orten*.

Am zweiten Tag. Voraus schon seit langem sichtbar, unverkennbar der Waterberg. Einer der vielen Tafelberge im südlichen Afrika. Wir machten unter dem einzigen Kameldornbaum neben der Straße Pause und tranken ein oder zwei Liter Mineralwasser. Der Rastplatz war schon vor einem Kilometer angekündigt worden: Auf einem Verkehrszeichen ein Baum und

darunter Tisch und Bank. Das trug noch die Handschrift der südafrikanischen Straßenverwaltung. Leider haben wir es auch früher in Südafrika niemals geschafft, im Vordergrund das Schild und ganz weit weg den einzigen Baum in der Landschaft zu fotografieren. So faszinierte uns schon von weitem eine Rast unter dem Schattenspender.

Unser Mitgefühl galt unterwegs den wenigen Rindern, die wir auf steinigem Grund unter blattlosen Bäumen stehen sahen. Die harte Schotterstraße ist ungeheuer breit und ein genauso breiter unbefahrener Streifen liegt zu beiden Seiten. Erst dann ein Stacheldrahtzaun und dahinter Buschsavanne und ausgemergelte Tiere. Einmal sogar eine Giraffe. Vielleicht verriet sie dem Farmer mit ihrem langen Hals, wo gerade sein Vieh war.

Das gesamte Farmland in den Händen Weniger. Inzwischen hatten wir gelernt, wieviel Hektar Farmland nötig sind, um bei 10 cm Niederschlag in trockenen Jahren ein einziges Rind zu ernähren: 10 ha. Natürlich reicht dann so eine Farm bis hinter den Horizont. Sie können bis zu 20.000 ha groß sein, also fast halb so groß wie der Bodensee. Teilt man so eine Farm unter vielen auf, also unter Schwarzen, verdient der Einzelne nicht einmal das Geld für das Schmieröl, die Windmühlenpumpen am Laufen zu erhalten. Die Landverteilung im Damaraland ist ein Beispiel dafür. Wir ließen uns von einem Farmer sagen, daß er pro Woche 200 Liter Dieselöl zum Betrieb seines Stromgenerators braucht. Die Brunnenlöcher sind über 100 m tief. Es gibt Zehntausende davon.



Staubige, menschenleere Landstraßen. Der Waterberg, ganz in der Nähe, hält nicht, was sein Name verspricht.

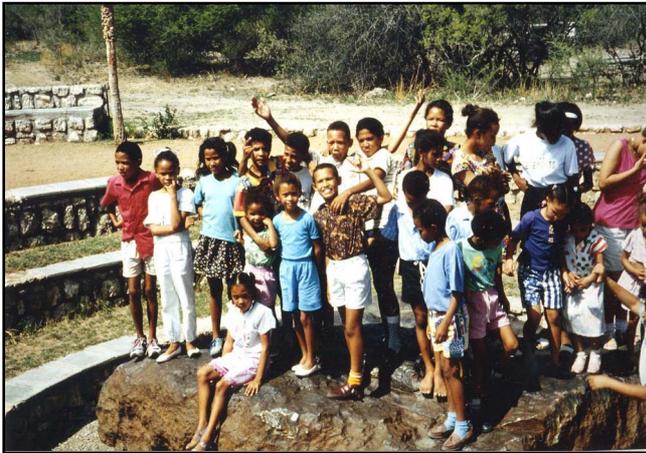
Wir fuhren etwa 50 km am Fuße des Waterberg-Plateaus entlang. Der Tafelberg steht so isoliert, daß er manchmal Regenwolken anzieht. Hierher hatten sich 1904 die Hereros samt der eigenen und gestohlenen Rinder zurückgezogen. Nachdem die Polizeiposten überall im Land

ermordet worden waren, ging es für die deutschen Siedler ums Überleben. Über Swakopmund traf ein Marine-Expeditionskorps als Verstärkung aus Deutschland ein. General von Trotha führte es an.

Die Hereros hatten bei ihrem Aufstand damit gerechnet, daß die anderen Stämme auch dabei wären. Die aber, seit 100 Jahren von den Hereros immer wieder verfolgt und versklavt, gönnten dem alten Feind die Niederlage. (Einmal hatten sie den Ovambos 20.000 Rinder weggetrieben.) Das Ende war fürchterlich. Sie hatten bereits vor sechs Jahren durch die Rinderpest die Hälfte ihres Viehes verloren. Jetzt flohen sie nach der Niederlage am Waterberg nach Osten in die Kalaharisteppe. Dort verdurstete der Rest ihrer Herden und viele der Herero auch, da die Regenzeit ausblieb. Man spricht von 30.000 Toten. Keinesfalls lag die Ursache des Aufstandes darin, daß ihnen die Weißen den Weidegrund weggenommen hatten, wie gerne von interessierter Seite behauptet wird. Ihre Herden waren durch die Pest ohnehin nur noch halb so groß. Es gab um 1903 kaum 1500 Weiße in Südwest und die hatten 4% des Hererolandes gekauft. Die Ursache ist wie so häufig im modernen Afrika im Charakter korrumpierter Potentaten zu suchen, die an Größenwahn leiden.

Was muß uns Windhuk geschlaucht haben. Im Zentrum waren wir neben einem Brunnen gestanden, den wir für das hielten, was man gerne moderne Kunst nennt. Die 33 tonnenschweren formlosen Stahlbrocken sind aber bloß Teile eines anderen Meteoriten, der südlich von Windhuk niederging. Warum es gerade in Namibia so viele gibt? Hier findet man sie halt, weil die Erdoberfläche seit 600 Millionen Jahren durch Wind und Wetter abgetragen wird. Sie kommen ans Licht wie woanders Steinzeitmenschen aus einem Gletschergrab. Der Höhenunterschied zwischen den Talsohlen und den resistenten Tafelbergen macht das deutlich.

Ein Umweg führt uns zum größten bekannten Meteoriten auf der Erde. Was aus dem Boden ragt, sieht wie die arg ramponierte obere Hälfte eines vor langer Zeit verunglückten Kleinbusses aus. An den Spuren einer Metallsäge ist es zu sehen: nickelähnlicher Glanz. Eine sauber gekleidete Schulklasse schwarzer Kinder ist mit ihrer Lehrerin gerade da und winkt fröhlich in unsere Camera. Es ist ja Samstag.



Wir interessierten uns immer für die Namen der Farmen unterwegs. Diese, auf der der große Brocken liegt, ging in 40 Jahren von einer Frau Scheele über einen Herrn Jooste an einen Herrn Engelbrecht über. Die Engelbrechts tauchen schon um die Jahrhundertwende in Schriften auf. Wir fanden aber auch Farmnamen, die an die verlorene deutsche Heimat erinnerten.

55 Tonnen soll der Meteorit wiegen, zu dem die Schulklasse unterwegs war. Es gibt noch mehr davon im heutigen Namibia. Einige, die nicht vorher in der Atmosphäre zerplatzten oder verglühten, drangen tief in die Erdkruste ein. Meteoriten und versteinerte Bäume kamen erst ans Licht, als die Erdschicht darüber verwitterte und vom Wind weggetragen worden war. Die Höhe der Ugab-Tafelberge läßt ahnen, wie lange das her sein mag.

Eigentlich müßte unser Benzintank längst leer sein, stellten wir beim Weiterfahren bestürzt fest. Ich machte dumme Witze: Nur keine Aufregung, wir haben doch ein Zelt dabei und zweimal fünf Liter Wasser aus Groß Barmen für solche Überraschungen. Tatsächlich waren uns die letzten 300 km kaum zwei Autos begegnet. Wie auf Almwegen mußte unterwegs immer wieder einer von uns ein Gatter öffnen, wenn wir durchwollten. Ein menschenleeres Land, aber deshalb nicht etwa ein Land für viele Menschen.

In Grootfontein eine Tankstelle neben der anderen. Der Name sagt alles. Eine Stadt, wo es überall blüht und grün ist. Das Land braucht bloß Wasser. Hier waren während des langen angolanischen Bürgerkrieges (jetzt haben sie ja schon wieder einen neuen) die Kasernen der südafrikanischen Armee. Südafrika befürchtete, daß Angolaner mit Hilfe der dort befindlichen 30.000 Kubaner einrücken könnten. Unter Breschnew war ja von Angola über Sambia bis Mosambik ein dichter Gürtel von Frontstaaten entstanden. Das war die kommunistische Gefahr aus dem Osten. Vom anderen Ende half die UNO mit Sanktionen nach, als wollten sie Breschnew unterstützen. Eigentlich ein Wunder, daß es heute in Südafrika nicht so zugeht wie in Äthiopien und Somalia.

Dann Tsumeb, eine kleine Bergwerksstadt. Der Förderturm ragt mitten in der Stadt über die Kaufhausdächer. Eine Kleinstadt im Grünen. Straßen mit blühenden Alleebäumen. Wir hatten bis auf Grootfontein heute nur Steinwüste gesehen. Die Mine von Tsumeb ist ein

Naturwunder. Viele unbekannte Mineralien kamen hier zum ersten Mal ans Licht. Nirgendwo ist die Erde auf so engem Raum mit ihrem Mineralschatz so großzügig umgegangen. Die Ursache: Eine jener Magmaessen, die tief aus der Erde bis an die Oberfläche reichen. Das "big hole" in Kimberley war so ein Beispiel, nachdem es 600 m tief im Tagebau geleert worden war. In Tsumeb ging man 1000 m unter die Erde. Es wird heute noch weitergegraben.

Wir besuchten das kleine Museum. Hier stehen die Geschütze, die 1915 beim Waffenstillstand von der Schutztruppe in einem nahen See versenkt worden waren. Wir hatten kaum Zeit, uns die ausgestellten Mineralien anzusehen. Viel interessanter das Gespräch über Deutschland aus dem Blickwinkel einer Südwesterin. Empörung über den STERN. Müde Minenarbeiter wie sie sich zu einem Mittagsschläfchen im Park ins Gras werfen; in der Presse wurden die Schwarzen zu umgebrachten Bürgerkriegsopfern der Weißen.

Vor der Unabhängigkeit lag Tsumeb im Einflußbereich der Swapokämpfer. Nein, vor der Swapoguerilla hätten sie in Tsumeb eigentlich keine Angst gehabt. Wenn schon, dann vor den DDRlern. (Hier prallte ja Deutsch auf Deutsch.) Die Frau backte gerade Weihnachtsplätzchen. DDR-Soldaten rochen das. Als ihnen ein Teller voll geschenkt wurde, brachen sie in Heimwehtränen aus. (Als ob es ohne Hilfe aus dem Westen in der DDR alle die duftenden Zutaten für Weihnachtsgebäck zuhause gegeben hätte!) Viel zu früh mußten wir aufbrechen, wollten wir noch durch das Tor in den Park. Wir hatten schon vor fünf Monaten gebucht.

Endlich Namutoni. Unser Zimmer lag unter dem Festungsturm, von dem aus mit Blinkzeichen Nachrichten nach Halali und Okaukuejo, das 100 km weit weg liegt, weitergegeben werden konnten. An der Tür stand der Name eines der sieben Verteidiger, die 1904 einen Tag lang gegen 500 angreifende Ovambos standhielten. Dann gelang den Deutschen der Durchbruch nach Tsumeb. Das zerstörte Fort wurde in den folgenden Jahren schöner und größer wieder aufgebaut. Über unserem Zimmer befand sich das Museum.

Nach dem ersten Weltkrieg übernahm die südafrikanische Verwaltung im Auftrag des Völkerbundes das ehemalige Deutsch-Südwest, "da die Südwester unwürdig seien, niemals wieder über Schwarze zu herrschen". Woher sie das alle beim Völkerbund so genau wußten? Ein irischer Rechtsanwalt, der sich in Windhuk niedergelassen hatte, steckte dahinter.

Dieser O'Reilly schrieb die schauerlichsten Dinge in ein sogenanntes Blaubuch und der Völkerbund in Genf ließ es gedruckt in allen Weltsprachen verteilen. Bis in Kapstadt begriffen wurde, daß das ganze Blaubuch erstunken und erlogen war, waren 7.000 Deutsche vertrieben worden, die Schulen geschlossen, die Banken enteignet.

Wie hätten die Mittellosen aus Deutschland zurückkommen können? Ihre Farmen gerieten unter den Hammer, ihre Rinder hatten sie wegen des plötzlichen Überangebotes zum Preis von Schafen verkaufen müssen und in Deutschland verloren sie den Rest in der Inflation.

Kein Wort gegen die heutigen Südafrikaner als Retter der Tierwelt. (Nachdem ihre Vorfahren fast alles Wild abgeknallt hatten.) Ohm Krüger machte damit den Anfang. Kein Land auf der Erde dürfte diese Fähigkeit besitzen, riesige Gebiete mit Drahtzäunen einzugrenzen. 1640 km sind es allein um den Nationalpark Etoschapfanne. Das sind Zäune, die auch Elefanten standhalten müssen. Das Naturschutzgebiet hat vierzigmal die Größe des Bodensees, oder noch deutlicher, er ist so groß wie die Schweiz.

.
. .
.



So trostlos, wie die Etoscha-Pfanne aus dem Flieger aussah, so präsentiert sie sich uns am ersten Tag auf einem Ausflug von Namutoni aus. Immerhin, hier gibt es noch ein Wasserloch. Der Strauß im Hintergrund wartet ab, bis der Durst der Zebras gestillt ist.

Am Abend standen wir oben auf dem Turm und sahen über der horizontlosen Pfanne dem Sonnenuntergang zu. Von dieser endlosen Ebene ist nur ein kleiner Teil am Ufer auf staubigen Schotterstraßen befahrbar. Das ist nicht so schlimm. Tiere sind aus der Nähe nur bei den Wasserlöchern zu sehen und unterwegs fährt einer am besten im Schritt, wenn er was sehen will.

Das hängt auch vom Glück ab. Je regenärmer das Jahr, umso mehr drängen sich alle Tiere um die Wasserstellen. Den Tierfotografen wird es auf diese Weise leicht gemacht, vermutlich den Löwen auch. Ihnen läuft die Beute direkt vors Maul.

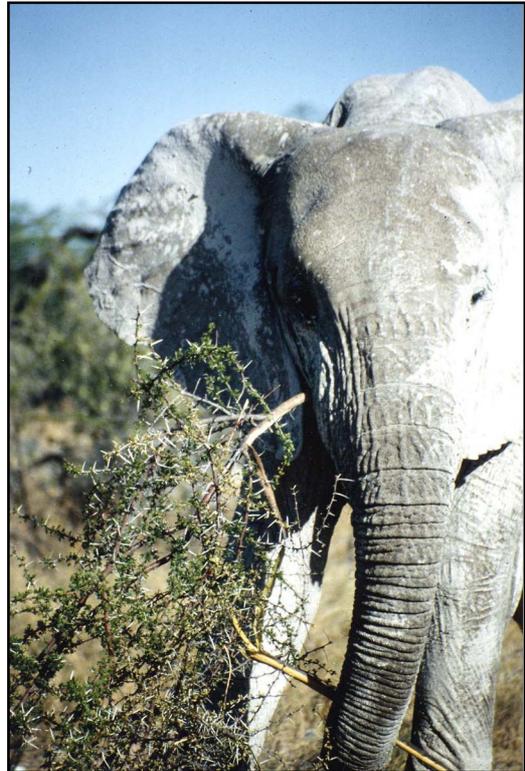
Das Restaurant liegt außerhalb des Fort, wo die meisten anderen Unterkünfte sind. Es gibt Oryx-Steak, also Gemsbok. Das sind die großen Antilopen mit den ellenlangen geraden Hörnern. Im Park leben 6000 davon. Hier geht es nicht mehr darum, die Zahl der Tiere zu erhöhen, sondern sie zu begrenzen, damit das Futter für alle reicht. Es erregt unter Tierfreunden immer wieder Aufsehen, wenn eine Zeitung schreibt, im Krügerpark würde jeden zweiten Tag ein Elefant geschlachtet. Lieber verhungern lassen? In der Allgemeinen Zeitung aus Windhuk lasen wir heute abend: Aus Zimbabwe würden jetzt neun schwarze Nashörner an einen Zoo in Australien geschickt, da sie nicht mehr vor Wilddieben sicher seien. In der Etoschapfanne leben sorglos 300

29.11.92 - An einem Wasserloch, das AROE hieß, stießen wir am nächsten Morgen auf eine Herde Zebras. Dahinter ein Strauß, der erst trank, als die Zebras gegangen waren. Dann kamen Springböcke und Säbelantilopen. Wir waren schon um vier Uhr aufgestanden, denn das Tor wird halb fünf geöffnet. Damit sind die Fotojäger auf die Tierwelt losgelassen. Da das jeden Tag so war, ist das kein Urlaub zum Ausschlafen. Mittags verkriechen sich alle

Tiere in den Schatten, wo es Schatten gibt oder stehen regungslos herum. Die Säbelantilopen haben eine spezielle Kühlung unter dem Gehirn. Sonst wären sie in der Etoscha längst an Hitzschlag gestorben. Natürlich besaß unser Auto wie alle eine Klimaanlage. So wurde das Wageninnere bis auf 25°C heruntergekühlt. Schnupfen kriegte man davon noch keinen.

Wir konnten es nicht fassen. Der Elefant hatte einen großen Zweig von einem Dornbusch abgerissen und war jetzt dabei, die wohl eßbare Rinde mit Rüssel und Lippen vom Stiel zu schälen, bis er seinen Tagesbedarf von gut 150 kg Futter erreicht hat.

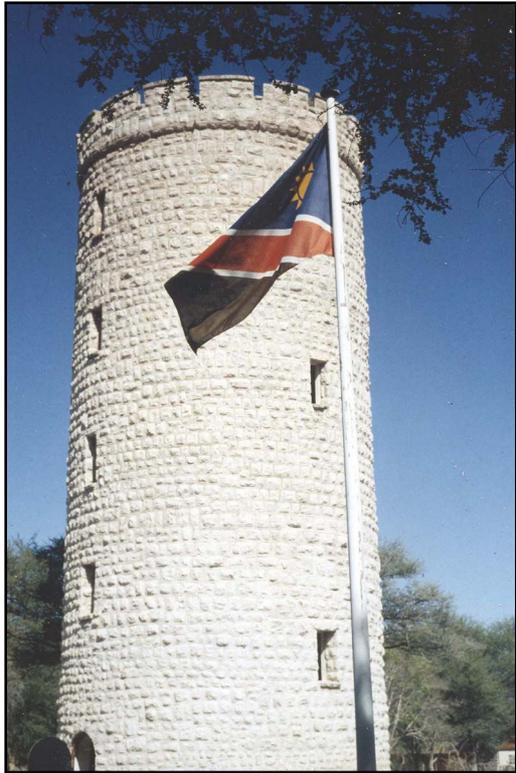
Daß auch ein Dickhäuter da nicht gut aufgelegt ist, läßt sich denken, zumal zwischen seinen Beinen auch noch ein hungriges Baby herumstapfte. Plötzlich stellte er beide Ohren auf, ließ den hier am Bild noch sichtbaren Zweig fallen und kam rüsselschlenkernd auf uns zu. Ob er die Riesenposaune uns jetzt um die Ohren hauen wollte? Wir warteten das nicht ab. Ohne nachzufragen, gaben wir Gas und waren weg. Hinterher lasen wir, Elefanten sollte man nicht näher als 60 m kommen.



In der Mittagsstunde beschrieb ich in unserem dunklen Zimmer, durch dessen Schießscharten der Mittagswind blies, 30 Weihnachtskarten. Für viele Worte war da keine Zeit. Antje lag solange im Schwimmbad, das an derselben Stelle schon von der Schutztruppe angelegt worden war. Sie lief auch hinter dem Lagerzaun, der durstige Löwen abhalten soll, zum schilfbestandenen Wasserloch, zog sich dann aber vor einen Skorpion am Weg zurück. Sie seien wirklich aggressiver als Schlangen. Ob überhaupt jemand unsere Weihnachtskarten verstand? Ob einer wußte, daß die rötlichen Hügel die Namibwüste darstellen sollten? Erst später würden wir sehen, wie dunkel rot die Namibwüste wirklich ist. Angenehmer Nebeneffekt: Das Luftpostporto nach Übersee war geringer als eine Briefmarke in der Bundesrepublik für eine gewöhnliche Postkarte. Das war bisher überall in der Dritten Welt so, die wir kennen. Jeder nimmt das für selbstverständlich.

Am Nachmittag unterwegs zu anderen Wasserlöchern. Eins ist ein richtiger kleiner See, gespeist von einem artesischen Brunnen. An der Schilfinsel in der Mitte sind sie alle zu erkennen. Deshalb wohl sein Name Rietfontein. Schon die Buren kannten den kleinen See. Man fragt sich, wie sie ihn um 1876 fanden. Als sie in Transvaal von den aus Natal vordringenden Engländern wieder einmal genug hatten, waren sie mit ihren Ochsenwagen losgezogen und treckten über Tausende von Kilometern bis zur Etoscha und ließen sich hier nieder. Vor ihnen lag nur noch Wüste, aber bis hierher kann es nicht viel besser gewesen sein. Als Durstlandtreck ging diese Fahrt in ihre Geschichte ein. Die Frau des Treckführers Gert Alberts starb hier mit 35 Jahren. Wir hielten in der Wildnis neben ihrem Grab, das gepflegt wird. Ein paar heruntergebrochene Mauern sind alles, was sonst noch von ihren Häusern da ist. Sie werden alle an Malaria zugrunde gegangen sein. Ich wurde in drei Tagen

nur einmal von einer Mücke gestochen. Ich schlug so fest zu, daß bestimmt auch jeder Erreger, so einer da war, breitgeklatscht worden war.



Leibhaftig war noch ein anderer da. Am gegenüberliegenden Ufer lag ein großer Löwe im Gras. Sein erhobener Kopf fiel uns im gelblichen

Von diesem Wachturm in Okaukuejo wurden Meldungen an das 120 km entfernte Namutoni per Blinkzeichen übertragen.

Gras nur auf, weil ein vorbei laufender Schakal plötzlich einen Haken schlug. Der Prachtkerl wollte nichts von uns wissen und erhob sich auch nicht, solange wir warteten. Endlich eine Bewegung. Nein, er rollte sich nur auf den Rücken und streckte die Beine nach oben wie ein Hund, der gekrault sein will. Wir wissen nicht, wie lange. Was muß ihm doch sein Reiß von letzter Nacht auf dem Magen gelegen haben. Wir sagten, der mache wohl eine Rollkur. Wer einmal Gastritis hatte, wie ich vor dem Auswandern zu den Westindischen Inseln, weiß, was Rollkur ist.

Elefanten wollten wir sehen. Die Kotkugeln lagen überall herum. Wir wußten schon, wo wir zu suchen hatten. Unter den Mopanebäumen vielleicht

im Hinterland oder wenigstens im Dornbusch. Ganz unerwartet standen wir nach einer Kurve mittendrin. Sie erschienen uns auffallend hell. Wie aus Zement gegossen. Vermutlich haben sie sich mit Schlamm gegen die Hitze bespritzt. Viele junge Elefanten. Sie kommen ganz richtig vor der Regenzeit zur Welt, auch wenn sie dann wie diesmal ausbleibt.

Später hörten wir, man solle sich Elefanten nicht mehr als 60 m nähern. Seit wir im Krügerpark vor ein paar Jahren Elefanten aus allernächster Nähe auf der Straße an uns vorbeiließen, vermuten wir jetzt, daß entweder die Krügerelefanten Beruhigungsspritzen kriegen oder einfach satt sind, während die Etoschaelefanten so nervös reagieren, weil sie Durst haben. Tatsächlich gibt es hier auch lange nicht so viele Autotouristen. Wir rollten manchmal eine Stunde lang, ohne ein Tier zu sehen, Kleinkram mal beiseite, aber auch ohne einem anderen Auto zu begegnen. Wir hofften dann, was manchmal stimmte, daß in der Nähe Löwen sind oder Geparden. Die Enttäuschung war dann jedesmal groß: Da stand dann plötzlich neben der Straße wieder so eine Herde von Springböcken und strahlte paradiesische Unbesorgtheit aus.

Am nächsten Tag auf der Fahrt zum anderen Parkende Mittagsrast in Halali. Nachdem wir an den ausgetrockneten Wasserlöchern mit den Tieren auch Durst gelitten hatten, waren wir beim Schwimmen im sauberen großen Becken gar nicht glücklich. Und bei einem Liter Hansabier aus Windhuk auch nicht.

Die Parkverwaltung tut, was sie kann. Bohrt auch neue Löcher und setzt Windmühlenpumpen darüber. Einige werden sogar elektrisch mit Solarenergie betrieben. Hier geht das spielend. Die Sonne steht genau drüber. Wenn ich zu meinen Fußspitzen sehe, hört dort mein Körperschatten auf. Wir treffen eine Studentin aus Norwegen, die in ihrem Auto Plastiksäcke voll Tierkot liegen hat. Es interessiert sie die Zusammensetzung. Uns interessiert es auch schon seit gestern, wovon die Zebras und Antilopen leben. Einige von ihnen, die zu den Wasserstellen wandern, marschieren in den sicheren Tod. Den 500 Löwen - von Geparden und Leoparden gar nicht zu reden - wird es leichtgemacht. Was aber ist an einem verhungerten Zebra noch Eßbares dran?

Abends in Okaukuejo. Hinter der Randmauer des geschützten Lagers fühlen sich die Zuschauer geborgen. 30 m vor ihnen und etwas tiefer ist eine große Wasserstelle. Die Sonne war untergegangen. Die Lichter des Lagers erhellten wie eine Bühne den See. Da tritt aus den Kulissen dürrer Büsche und Bäume ein Nashorn, trinkt schnell und verschwindet wieder. Dann nahen zwei Giraffen, zupfen ewig an den obersten Zweigen eines Baumes herum, bis sie ans Ufer treten und ihre Vorstellung geben. Sie spreizen die Vorderbeine unwahrscheinlich weit. Nur so reicht ihr langer Hals bis zum Wasser hinunter.

Das ist halt die ausgleichende Gerechtigkeit für ihren langen Hals, der andersrum bis in die Baumwipfel reicht. Sie trinken bedächtig und immer wieder. Die letzten drei Löwinnen, die hier auch in der Nähe ihr Revier hatten, seien leider gestorben oder abgewandert. Keine Raubtiere also. Endlich ein Elefant. Er trinkt noch umständlicher als die Giraffen. Ungezählte Male senkt sich sein Rüssel zum Wasser. Wir sind todmüde und hängen doch bis Mitternacht an dem Anblick wie andere vor dem Fernsehschirm.

Bei Tage ist das nicht anders als hier in der Nacht. Herden von unzähligen Springböcken nähern sich, dann Säbelantilopen und Zebras. Wir hätten uns das Herumfahren sparen können. Aber natürlich ist das nicht dasselbe. Allein der Blick auf die von Luftspiegelungen halb verschluckte Oberfläche der Pfanne und dann in der Nähe oder weit draußen Herden von Gnus, die in diesem salzigen Boden auch noch was Eßbares finden.

Strohbuschel vielleicht? An ihrem langsamen Gang und auf dünnen Antilopenbeinen sehen sie mit ihrem hängenden Kopf und dem Bart eher wie lebensmüde Rinder aus, die am Verdursten sind. Aber so sehen sie immer aus. Vielleicht weil sie wissen, daß sie für die Löwen die bevorzugte Beute darstellen.

30.11.92 - Das tägliche Aufstehen um vier zerrt an den Nerven. Wir hatten wieder ein Haus für uns. Aber der Wecker tickt zu laut, der Wasserhahn tropft wie ein Hammerschlag und der Kompressor des Eisschranks brummt wie ein Lastwagen vor der Schlafzimmertür.

Dann die Post aufgeben und an Outjo vorbei nach Khorixas. 300 km nur Schotterstraßen. Man darf das nicht so wörtlich nehmen. Der Straßenboden ist steinhart gewalzt. Wir sahen niemals ein Schlagloch. Höchstens mal Wellblechrinnen. Es hat lange gedauert, bis wir begriffen, daß man die Rinnen nicht mehr spürt, wenn man schnell genug fährt, so 100-130 km/h.

Rechts und links Weidezäune von Farmen, die aussehen, als sei dahinter schon lange alles gestorben. Unter den Akaziensträuchern kein Grashalm. Nur Steine oder steinharder Boden. Das war nicht immer so. In Trockenzeiten lassen die Tiere keinen einzigen Halm stehen. Der Grasbewuchs stirbt ab, das bißchen Wasser gelangt ungebremst an die Wurzeln der Dornenbüsche, die entsprechend schneller wachsen, von den Tieren aber verschmäht werden. Dagegen hilft nur ein völliges Ausrotten der Dornenbüsche und eine Ruhepause, bis Gras drüber wächst, diesmal ganz wörtlich gemeint.

Wir sind fasziniert: Voraus eine Landschaft wie im Wilden Westen. Die Farben wechseln von Rotbraun bis Grau: Die Ugab-Terrassen. Tafelberge zu beiden Seiten und darüber blauer Himmel, wie jeden Tag. Das ganze südliche Afrika war einst so hoch wie die widerstandsfähigsten Schichten, die noch nicht verwittert sind. Bis der Spalt zu Südamerika aufbrach, Magma an die Oberfläche drang und die aufgebrochenen Sandsteinschichten unter der obersten Lage zu verwittern begannen. Gleichzeitig hob sich der Erdboden und die Flüsse gruben sich in unvorstellbar tiefe Canons ein.

Unterwegs trauten wir uns kaum auszusteigen, wenn es einen sonderbaren Strauch oder eine Aloe zu fotografieren gab. Seit wir in Namutoni ein Schlangenbuch gekauft hatten,

sahen wir überall Puffottern. Anders als die Schwarze Mamba rührt sie sich nicht von der Stelle, bis man drauftritt.

Windhosen, die den roten Sand hochreißen, fegen ohne Unterlaß über das flache Land. Sie heißen hier Sandteufel. Wieder verschließt uns ein Gatter den Weg. Wir haben schon von weitem die Fingerklippe gesehen, ein 35 m hoher Sandsteinturm auf einem Hügel. In der Ferne inselartige Tafelberge. Dann ein paar hochragende Windmühlentürme und wieder ein Gatter. Wir sind bei der Bertramfarm.

Aus dem Haus neben der Straße tritt ein Weißer, dem in der Einsamkeit unser Bedauern gilt. Er kriegt das vorgeschriebene Eintrittsgeld von einer Mark für das Auto und wir dürfen die paar Kilometer bis zum Sockel der Klippe fahren. Bis zu ihrem wirklichen Fuß sind es dann gut fünfzig Meter durch die windstille Hitze bergauf.

Antje steht am Fuße der Fingerklippe und traut sich wegen einer Puffotter am Wege nicht zurück. Deshalb mein Photo aus sicherer Entfernung! Das letzte?

Seit wir in Namutoni ein Buch über einheimische Schlangen gekauft haben, sehen wir überall welche, echte und eingebildete..



Der Rundblick bestätigt uns, was wir vom Straßenrand nicht erkennen konnten. Es sieht überall so aus wie neben der Straße: Steine und kaum Blätter tragende akazienähnliche kleine Stachelbäume. Wir werden an riesige Apfelplantagen erinnert, die durch eine kriegerische Entlaubungsaktion alles Grün verloren haben.

Am Rückweg zum Auto hinunter ein Aufschrei Antjes. Ich sehe gerade noch, wie eine schwarze Schlange, vielleicht einen dreiviertel Meter lang, vor ihr nach unten davonsaust und zwischen Geröll im Boden verschwindet. Mambas tun das auch. Wo sollten hier die Schlangen auch überleben, wenn nicht unter der Erde. Das Mambagift lähmt die Atmung sehr schnell. Von jetzt ab wissen wir, daß es nicht genügt, Schlangen nur an der Oberfläche zu suchen. Wer vernünftig ist, läuft hier nur mit kniehohen Stiefeln herum. Das ist vermutlich auch der Hauptgrund, warum die Parkbesucher ihre Autos nicht verlassen dürfen. Wir hatten immerhin leichte Bergstiefel an.

Khorixas ist ein trostloses und heißes Dorf und doch das Stammeszentrum der Damaras. Großes Verwaltungsgebäude und Schulen. Ist das wirklich so schlecht, jedem Stamm sein Heimatland zu geben, wo sonst keiner was zu suchen hat? In Deutschland hieß es über die homelands damals: Wie ein Konzentrationslager und das für ein ganzes Volk. Bei dem großen Unterschied von Herkunft, Sprache und Sitten unter den Stämmen räumt das viele Probleme aus dem Wege, vorausgesetzt jeder betrachtet das auch als sein Land und erhebt keinen Universalanspruch, wie derzeit Mandela und die Xhosas aus der Transkei auf die

Regierungsmacht in Südafrika. Kein Wunder, daß sich die Zulus dagegen wehren. In einem düsteren Laden, wo der ganze Ort einkauft, finden wir, was wir suchen: frische Äpfel.



200 Millionen Jahre alte versteinerte Bäume und deshalb sicher ein Photo wert. Es gibt sie in der Umgebung bis zu 30 m Länge, aber natürlich in Stammstücke wie dieses zerbrochen.

Nebenbei A.D. 2009:
Seit Pleitebanker und bald pleite Politiker nur noch von Hunderten von Milliarden reden, wirken selbst 200 Millionen Jahre alte Bäume wie von gestern.

Wir hatten die Sprache der Damaras schon im Radio gehört und das Typische daran zuerst für ein Nebengeräusch gehalten. Es hörte sich an, als würde einer reden und ein zweiter dazu in kurzem Abstand einmal klicken. Es ist aber nur einer. Es gibt auch ein Schriftzeichen dafür. Es hört sich aber nicht wie ein selbständiger Klicklaut anstelle eines Buchstabens an. Das Klicken wird mitten im Wortfluß hörbar. Als wir im Rastlager unser Zimmer bezogen, telefonierte die Büroangestellte gerade. Das war faszinierend, wie sie das machte. Es ist kein schmalziges Klicken, wie man es mit der Zunge hinten im Mund über den Backenzähnen hervorbringen kann, sondern sitzt tiefer und klingt hart, hell und kurz, wie aus einer Vogelkehle. Vielleicht kommt es aus dem Stimmbänderschlitze.

Wer das zum ersten Mal hört und das Drum und Dran nicht kennt, hält den Sprechenden für einen Jahrmarchtschalk, der seine Zuhörer zum Lachen bringen will. Wie gerne hätte ich die Sprechende nachgemacht! Es klappte aber nicht. Die Damaras lernen das vermutlich schon als Babys.

Das Rastlager war auf Hunderte von Kilometern das einzige und liegt im Grünen. Ein Bus voll Franzosen war auch da. Es gab ein kleines Schwimmbad, gutes Essen und eine heiße Nacht, weil der sich drehende Ventilator nicht kühlte. Wir ließen die Tür offen. Kudus gab es hier nicht, aber Perlhühner steckten den langen Hals in unsere Bergschuhe.

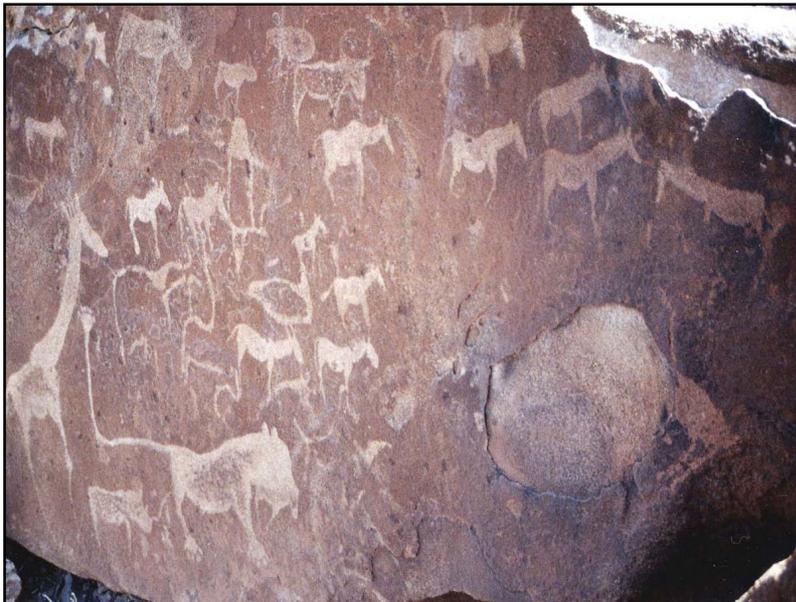
1.12.92 –

Unser erstes Ziel am Morgen: eine Ansammlung versteinelter Bäume, die schon Millionen von Jahren da liegen, aber vermutlich früher nicht zu sehen waren. Erst die Erosion des Windes hat sie freigelegt. Die steinige Landschaft ohne irgendein Grün, der blaue Himmel und die Hitze paßten dazu. Ein Wärter bewachte den Eingang zu der ganzen Gegend, wollte aber kein Eintrittsgeld. Noch ein Entgegenkommen: Für parkende Autos war ein überdachter Platz vorhanden. Wir hätten auch ohne Wärter keinen Stamm weggeschleppt. Sie sind bis zu 30 Meter lang, wenn auch in Stücke zerbrochen. Noch etwas sahen wir am Boden: noch nie gesehene Pflanzen, die wohl dorthin gebracht worden waren und den Wärter rechtfertigen.

Es gibt sie nur in Namibia und im Süden Angolas und sie werden über 500 Jahre alt: Welwitschia mirabilis. Es soll welche geben, die dreimal so alt sind.



Am Parkplatz in Twyfelfontein, wo es die Felsbilder zu sehen gibt, überraschte uns die in Afrika sonst gar nicht vorhandene Ordnung. Wird doch nicht ein Überbleibsel aus der Apartheid-Zeit sein?



Nach langer Fahrt durch die Steinwüste, vor uns ist Twyfelfontein. Der Name sagt schon alles, eine zweifelhafte Quelle. Und das vermutlich seit 10.000 Jahren. So alt dürften aber nur wenige der 2000 Felsgravuren sein, die hier auf wahllos herumliegenden Felsblöcken zu sehen sind. Tatsächlich geht der Name auf einen Farmer zurück, der sich nach dem letzten Krieg hier niederließ. Später kaufte ihm die Regierung das Land wieder ab, weil es allein den Damaras vorbehalten bleiben sollte. Wer weiß, wie froh er war.

Ein Sonnenschirm lockt von weitem. Darunter bieten sich Damaras als Führer zu den Felsmalereien an. Ohne sie gibt es keinen Zugang zu dieser zusammengestürzten Felsenburg. Das ist der erste Eindruck von dieser Gegend, soweit die trockene Hitze überhaupt noch Eindrücke zuläßt. Gegen einen kleinen Lohn darf man sich überall hinführen lassen, das heißt bergauf und bergab. Die Frage an uns: Eine Stunde oder zwei Stunden weit? Uns reicht eine. Der Gedanke, zwei bis drei Stunden durch diesen Mammutsteinbruch in der Hitze zu stolpern, ist unerträglich.

Wieder endlos unterwegs. Aufregende Bergszenerie, staubige Straßen, in der der Abdruck der Räder bleibt. Wir waren schon mehrmals Schwarzen begegnet, die auf die landesübliche Weise irgendwohin unterwegs waren: mit einem zweirädrigen Karren auf Autorädern. Vorne ein Esel eingespannt. Lange folgten wir jetzt einer solchen Spur. Wie müssen die müde gewesen sein in der Hitze! Der Fahrer auch eingeschlafen, der Esel wie kurzsichtig im Zickzack immer weiter, von einer Straßenseite auf die andere, bis es nicht weiterging und er wieder die neue Richtung einschlug.

Noch etwas fiel uns nur in diesem nördlichen Teil Namibias auf. Offenbar hat da ein Tonangebender einen guten Kontakt zu einem Fabrikanten von Straßenschildern besessen. Das soll es ja in deutschen Gemeindeämtern auch geben. Voraus ein Warnschild: Rechtskurve. Es kam aber keine Kurve, nur eine ganz sanfte Biegung im flachen Land, die gut zu übersehen war - bis hin zum Schild am anderen Ende der Biegung.



Südafrikanische Fischer fahren bis zur Skelettküste, um hier den Jahresbedarf für ihre Familien zu fangen, vor Ort zentnerweise die Filets tiefzufrieren und in einer tagelangen Autofahrt heimzubringen.

Seit langem fahren wir diesmal an einem ganz anderen Zaun lang. Nach gut 50 km hatte ich genug davon, stieg aus und ging hin. Es waren zwei unterschiedlich hohe Zäune, vielleicht 10 m voneinander entfernt, der eine aus sechs, der andere aus 12 Drähten gemacht, der eine zwei, der andere vier Meter hoch. Außerhalb noch eine Piste für ein Patrouillenfahrzeug. Welcher Farmer konnte sich das leisten?

Seit Stunden keinen Menschen gesehen und schon gar kein Auto. Endlich ein Gebäude voraus und ein Tor. Der Eingang zum Skelettküstenpark. Wir fragten. Der Zaun sei dazu da, die ganze Tierwelt im nordwestlichen Namibia zusammenzuhalten. Wir staunten, was es da in dieser wüstenhaften

Landschaft alles an Tieren geben sollte. Der Zaun stammte natürlich noch von den Südafrikanern. Woher wird das Geld für neue Zäune kommen, wenn die alten verrostet? Aus Entwicklungshilfe? Südafrika hat niemals Entwicklungshilfe gekriegt. Im Gegenteil, es sollte durch Sanktionen wirtschaftlich zugrunde gerichtet werden. Die Unvernunft der Vereinten Nationen -oder der, die dort das Sagen hatten, ist grenzenlos. Während dann wieder einmal ihre Vermittler - in gut bezahlter Stellung, wie zu vermuten - über einen Frieden diskutieren, verbluten ganze Völker im Bürgerkrieg.

Unser Camp heißt Terracebay, wird von Flugzeugen versorgt und erinnert an Wildwest. Es gibt nur Männer hier, lauter Fischer aus Südafrika, die von morgens bis abends am steinigen Ufer stehen und bis zu sechzig Fische am Tage herausholen. Die einzige Frau, die wir sahen, ist von der Parkverwaltung. Das Abendessen im Restaurant, alles im Preis inbegriffen, besteht aus sechs oder sieben Gängen. Fischer kriegen nach so einem Tag Hunger. Was uns wundert: Es gibt Schafffleisch, aber keinen Fisch. Wir haben wieder ein Haus für uns. Aufs Meer kann man nur ein paarhundert Meter hinaussehen. Dahinter lagern Nebelbänke über dem Wasser. Von oben nieselt es ein bißchen. Nur regnen tut es nicht. Wir sind ja in der Wüste.

Der restliche Nachmittag war aufregend genug. Bisher nur blauer Himmel. Plötzlich zum ersten Mal seit Tagen keine Sonne, keine Schatten mehr. Über die Bergsättel ziehen sich Striche von Wüstensand herab, als wären es Schneeverwehungen. Voraus verdunkelt sich der Himmel. Wir stoßen von oben wie ein Flugzeug durch die Wolken. Plötzlich ein Warnschild: Düne. Wir wären vielleicht bei diesem unwirklichen Licht hineingerast. Es gab aber schon einen ausgefahrenen Umweg. Leider so ausgefahren, daß wir unsere vier Räder nur mit viel Mühe auf der anderen Seite wieder auf die harte Straße hinaufbrachten.

Endlich voraus mitten in der Steinwüste Torrabay. Fischer aus Südafrika haben wie seit Jahrzehnten hier ihre Zelte in den Ferien aufgebaut und fischen hunderte von Kilos heraus. Meistens sind es Kabeljaue. Sie filettieren die Fische bloß, frieren das Gute ein oder räuchern es. Wer von Kapstadt hierher ein paar tausend Kilometer unterwegs war, will was davon haben. Die Regierung schiebt jetzt einen Riegel vor und erlaubt nur noch 40 kg pro Person tiefgefrorenen Fisch. Nur die 100 000 Robben dürfen futtern soviel in sie hineingeht.



Ein Schiffsfriedhof seit einem halben Jahrtausend. Wer sich an Land rettete, fand tageweit keinen Tropfen Wasser und verdurstete

Wir wundern uns, wieviel Fische die hunderttausend Robben fressen, die wir morgen am Kreuzkap sehen werden.

..

Eine Nacht auf dem Uferwall. Jakal's Putz bei Hentjesbaai.



Das gerade geborene Robbenkind - es hängt noch an der Nabelschnur - kann es noch nicht fassen: So viele sind wir?

Auf der von uns gewählten Straße begegneten wir den ganzen Tag keinem Menschen. Wir fragten und glaubten ihm das. Wir sollten doch bis Jakal's Putz fahren, einem Zeltplatz in der Nähe. Wir taten das. Der Platz zog sich vielleicht über zehn Kilometer auf der Uferkrone lang, die diesmal so fest gewalzt war, daß sich kaum ein Zelthering hineintreiben ließ. Hier könnten tausend Camper parken, aber wir sehen nur ganz wenige. Alle paarhundert Meter steht ein gemauertes Klo auf der Strandkrone. Wir hielten das von weitem für Bunker an einer Art Atlantikwall in der Normandie. Wir stellten das Zelt in den Windschatten des Autos, damit wir nicht damit wegrollen konnten, machten es noch an den Stoßdämpfern fest und wunderten uns, wie gut man in so einem Zelt übernachten kann. Es war das erste Mal. Die Luft höchstens 18°C.



Der Küste entlang nochmal 50 km platte Steinwüste. Im diffusen Licht rechter Hand riesige Dünen. Ein paarhundert Meter hoch, wie es scheint, aber ohne vergleichbare Größen nicht genau zu sagen. Der Name Skelettküste kommt nicht von ungefähr. Hunderte von Schiffen sind entlang dieser Küste im Nebel gestrandet. Vielleicht haben sie es lebend bis ans Ufer geschafft. Dann wanderten sie los auf der Suche nach Wasser. Sie kamen nicht weit. Sie hätten Hunderte von Kilometern wasserlose Wüste überwinden müssen. Entfernungen wie bis Twyfelfontein. Schiffe und Skelette findet man heute noch, aber nur ein Bruchteil der ganzen Küste bis nach Angola hinauf ist für Autos zugänglich gemacht worden.

Irgendwo rechterhand so etwas wie eine grüne Oase. Ein Schilfgürtel deutet an, daß hier unterirdisch aus dem fernen Gebirge ein Flößchen ankommt, unter den Dünen hindurchläuft und vor der Küste ins Freie tritt. In der Ferne sehen wir Springböcke, stellen den Wagen ab und laufen zu Fuß bis zu der Stelle, wo das Rinnsal die harte Schicht durchbricht und darunter den Sandstein abgearbeitet hat. Wir hatten gehört, vor einiger Zeit seien hier Spuren einer Löwin zu sehen gewesen. Wir waren ganz mutig gewesen, hatten aber gar nicht diese Spuren gesucht. Eigentlich hatten wir uns mit unserem Photodurst so verhalten wie die wirklich Durstigen in der Etoshapfanne.

Das Hinweisschild zu mehreren Wracks verführt uns, eine fünf oder mehr Kilometer lange Abzweigung bis zur Küste zu nehmen. Eigentlich nur für Vierradantrieb geeignet, wie ihn alle Fischer haben. Wir halten auf der Uferkrone, sehen uns die Wrackreste an (Jedes hat seinen Namen, und seine Geschichte ist bekannt). Dann wollen wir umdrehen und sitzen bis zur Nase im weichen Treibsand. Eigentlich hätten wir es uns denken können.

Ein Glücksfall, wie der von der abhanden gekommenen Löwin: Viel weiter im Süden sehen wir die Silhouette eines der typischen schweren Landrover der Südafrikaner beim Angeln. Antje läuft los, läuft eine Viertelstunde, wird angeschnauzt, daß wir so unvorsichtig sein konnten. Stimmt natürlich.

Ohne die südafrikanischen Fischer wären wir an diesem Tag nicht mehr unter Menschen gekommen. Endlich schickt er seinen Sohn mit einem Schwarzen los. Sie stellen uns mit einem Drahtseil wieder auf festen Boden. Wir bedanken uns mit einer Flasche seltenen Whiskys aus dem Frankfurter Flughafenladen. Jahrelang hatten wir danach gesucht.



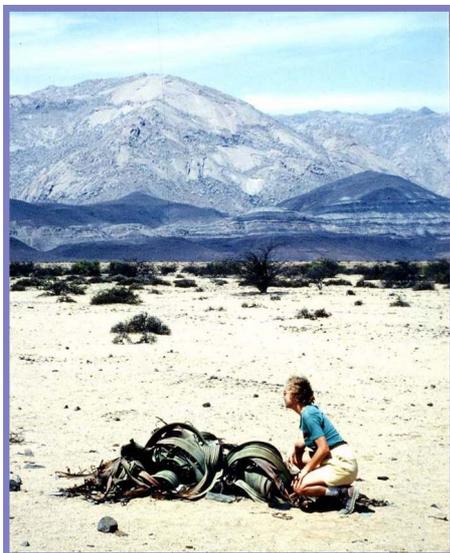
Kreuzkap –
100 000
Robben,
neben- und
übereinander
. Sie
beobachten
unsere
Bewegungen
, wie wir sie.

Leider ist bei unserer Rettung viel Zeit vergangen. Wir rasen auf der glatten Sandpiste in zwei Stunden zum Kreuzkap. (200 km) Uns bleibt gerade noch eine gute halbe Stunde für den Besuch der Robbenkolonie, (eigentlich: Südafrikanischer Seebär) Morgen - das wußten wir schon - sei geschlossen. Kreuzkap heißt es, weil Diego Cão 1486 als erster Europäer in Südwestafrika Land betreten hat und hier ein Kreuz aufstellte. Wir rochen schon von weitem, worauf wir hinter einer brusthohen Mauer zuliefen. Dann hörten wir es. Zuletzt sahen wir das unglaubliche Bild. Die ganze Halbinsel bedeckt mit Robben.. Es gab sie in allen Größen und allen Stellungen, im Wasser und an Land, gleich vor unseren Füßen und weit weg.

Wir erschrakten über die vielen toten Jungen in ihrem glänzend schwarzen Fell, am Boden zerquetscht, die Haut zerrissen, das rote Fleisch grell leuchtend. Nur die ganz Behenden konnten sich retten. etwa ein Drittel. Die meisten werden zwischen den sich herumwälzenden Leibern erdrückt. Wir sahen solche, die gerade zur Welt gekommen waren, alle Zeichen der Geburtsstunde gut zu sehen. Die abgebildeten Robben sind etwa 100 m weit weg.

Wir fragten beim Weiterfahren, ob die ebenfalls deutsch sprechenden Wärter des Naturschutzgebietes morgen, weil es geschlossen sei, die toten Jungen bergen. Keine Spur. Die würden über Nacht von den Schakalen gefressen. Die Robben hätten nichts gegen die Schakale und ihre Säuberungsaktion. Vor den Schakalen hätten sie keine Angst. Aber vor allen Zweibeinern. Was uns auffiel, als ich einmal die Camera übermäßig hoch hielt: Alle erschrakten und sahen zu mir her.

Es muß ihnen die Erinnerung im Blut stecken, wie sie früher mit Keulen erschlagen worden sind. Winken dann noch Zuschauer mit den Armen, kann es passieren, daß Tausende sich in Panik ins Meer stürzen und Hunderte zerquetschter Junge auf der Strecke bleiben. Wer das eine Stunde lang gesehen, gehört und gerochen hat, dem kommt es vor, als habe er einen Blick in den brodelnden Kochtopf der Schöpfung geworfen.



Nach Einkäufen in Hentjesbaai - eine Grillzange und Holzkohle für die Steaks - fuhren wir los. Unser erstes Ziel: Der Brandberg. Darüber verging der Vormittag. Am Straßenende ein Schwarzer, der sich nicht aufdrängte. Wenn wir glaubten, die White Lady alleine zu finden, sollten wir es tun. Wir handeln fünf Mark als Führerlohn aus

3.12.92.-

und marschierten mit ihm in der Gluthitze des windstillen Tales eine Stunde weit. Vorher hatten wir noch alles, was wir an Filmen in einer Kühhaltetüte hatten, an den Zweig eines

Baumes in den spärlichen Schatten gehängt, wo auch des Führers Zelt stand. Im Wagen würden es mittlerweile wieder gut 50 Grad sein.



Die nur in Namibia und im südlichen Angola gedeihenden Euphorbien mit der rübenförmigen Wurzel im Boden und mit nur zwei Keimblättern sind zweihäusig. Die überall anzutreffenden gelbbraunen Käfer sorgen dafür, daß sie nicht aussterben. Es gibt über tausend Jahre alte Exemplare der Welwitschia mirabilis.

Faszinierende, uralte Felsmalereien.
Links ein Jäger, eine Antilope jagend, rechts ein Elefant in Weiß.



Zu beiden Seiten aufgetürmte Felsklötze, dazwischen hindurch und dann darüber hinweg, unser Pfad. Die Mittagszeit sollte man meiden, steht in unserem Führer. Wie denn? Immer wieder glänzend schwarze Ausquellungen an manganhaltigem Gestein von tief unten, als habe jemand Teer darüber gegossen. Dann endlich hinter einem Gitter die flache Höhle mit den Felsmalereien der Buschmänner, also gemalt und nicht geritzt und deshalb an Hand der Farbzusammensetzung auch leichter zu datieren



Eine Webervolksburg, wie sie im Buche steht. Die Webervögel, die diese stabile Wohnanlage zustande bringen, waren nicht zu sehen. Mein Buch zählte allein fünf Arten auf, alle hübsch und vorwiegend gold- bis strohgelb. Wie sich denken läßt, waren die Betreiber der Strommasten nicht sehr glücklich über diese Art Abonnenten und versahen ihre Masten mit einem starken Holzrahmen, den sie unterhalb der Drähte am Mast fixierten. Die Vögel verstanden den Wink, verzichteten in Zukunft auf die Steckdose innerhalb ihrer Behausung und machten von da ab ihre Burgen energieunabhängig,

Zurück zur Dame in Weiß! Auffallend die schreitende Frau mit einem weißen Unterleib und in der ausgestreckten Hand so etwas wie eine riesige Lotosblüte. Aber wer weiß das so genau? Die obere Körperhälfte war braun und es bleibt offen, ob sie nun braun war und weiße lange Hosen anhatte oder weiß und eine braune Jacke trug. Ob sie überhaupt eine Frau darstellt? Mit Pfeil und Bogen! Immerhin! Auch Antilopen wurden mit weißen Beinen dargestellt. Was uns den größten Eindruck machte: Diese Malereien waren entdeckt worden, als die Höhe des Brandbergs festgestellt werden sollte, der unmittelbar über unseren Köpfen aufragte. Was für eine Idee, in der Hitze dort hinaufzusteigen! Der Landvermesser Dr.Maak war auf dem Gipfel des Königsteins. Er ist mit 2.580 m der höchste Berg Namibias:

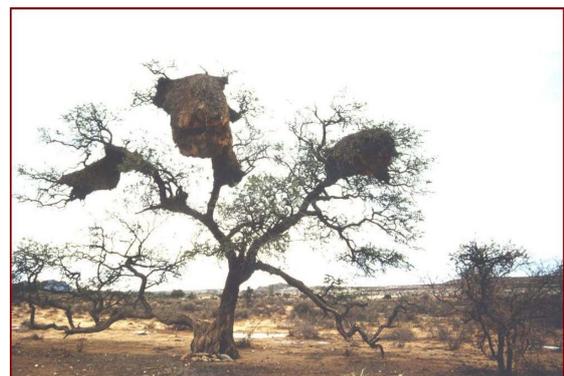
Endlich wieder beim Auto. Der mitgenommene Wasservorrat ging viel zu schnell zu Ende. Ob wir vielleicht Butter übrig hätten, fragte unser schwarzer Begleiter. Butter, in dieser Hitze? Wir konnten ihm nur von unserem Brot aus Hentiesbaai geben, - wie schon vor ein paar Tagen in Twyfelfontein unser Brot aus Khorixas. Es gibt auf Hunderte von Kilometern keinen Bäcker.



In Omaruru gab es so etwas wie Kolonialzeitatmosphäre mit waschechten Südwestern in der Kneipe. Daneben wirkt Swakopmund wie die geschönte Ansicht eines Deutschlandbildes

Endlich wieder unserem Tagesziel Omaruru entgegen. Unterwegs die Zinnmine in Uys. Riesige Abraumhalden. Die südafrikanische Gesellschaft stellt jetzt den Betrieb ein. Zinn ist seit Aufhebung des internationalen Boykotts billiger auf dem Weltmarkt zu haben. Wird doch der neue Lieferant nicht mit dem Boykott Südafrikas was zu tun gehabt haben? Profitiert hat er auf alle Fälle davon. Apartheid, aber vielleicht auch nur, weil die Mine jetzt außerhalb Südafrikas liegt. Früher hielten die Reisenden in dem dicht begrünten Minenstädtchen und kühlten sich im Schwimmbad des Klubs der Minenarbeiter ab.

Ästhetisch wie ein Renaissance-Stich aus einem Amsterdamer Kupferstichkabinett. Ein ausgreifender alter Baum, die schweren Äste, wie nach jahrhundertalter Last bis zum Boden gebeugt. In seiner Krone unförmige Gemeinschaftssiedlungen von Webervögeln wie häßliche Auswüchse einer Hautkrankheit.



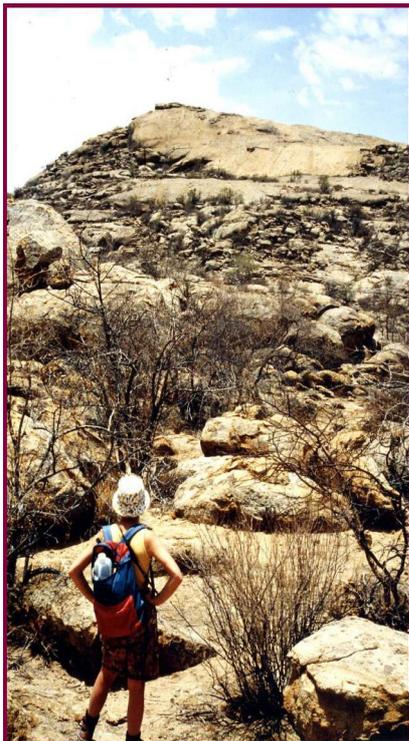
4.12.92 –

Omaruru am Omaruru. Der Fluß führt so selten Wasser, daß sich eine Brücke darüber erübrigt. An der Furt bauten um 1867 Missionare eine Station. Wir versuchten uns vorzustellen, was das für ein Leben war. Farmer und Handwerker folgten. Der klangvolle Ortsname sagt es schon: Hereroland.

Hereros waren mit ihren Herden von Norden ins Land gekommen. Ihre Kriege mit den aus dem Kapland vordringenden Namas (Hottentotten) sind eine fürchterliche Geschichte. Genauso ihre Kämpfe gegen Ovambos und Buschmänner. Die Hereromentalität war die der

Savannentiere. Die markieren bekanntlich mit ihren Exkrementen ihr Gebiet. Wo also ein Hererorind jemals geweidet hat, ist Hereroland. Die Größe ihrer Herden war so sinnlos, wie das Bankkonto eines Multimillionärs. Sie besaßen mehr, als sie selber essen konnten. Tiere verliehen Macht. Schon die Habsburger wußten das, wie sich Macht durch Heirat vergrößern läßt. Ein Hererohäuptling habe in einem Jahr neun Töchter anderer Häuptlinge geheiratet. Bezahlt wurden sie wie üblich in Rindern, eigene oder gestohlene

Auch Omaruro und seine Farmen wurden um 1904 von Hereros geplündert. Wer nicht flüchten konnte, starb. Die Befreiung ist ein Heldenepos für sich. Es wundert uns die deutschen Namen nicht. In der Hauptstraße empfiehlt ein Schreinermeister namens Baumgartner seine Möbelwerkstätte. Gleich daneben das Hansa-Hotel. Alles ebenerdig. Zur Straße hin eine breite Veranda, hinten hinaus ein tropischer Garten mit Palmen und Kakteen.



Viel Betrieb an der Bar. Auf den Tischen Adventsgestecke. An den Wänden Plakate deutscher Fußballklubs. Der Lärm ist so stark, daß es uns schwer fällt, ein Gespräch mit unseren Nachbarn zu führen. Alle reden von der Trockenheit. Auch von der Politik. Der Ausgang der Gemeindewahlen hat den Optimismus unter den Weißen gedämpft. Der Hotelbesitzer läßt den Kopf hängen. Er hatte sein Hotel an einen aus der Ex-DDR verkauft und reiste mit Frau und Kind vergnügt nach Deutschland. Bis sich herausstellte, daß der Scheck nicht gedeckt war. Jetzt arbeitet er wieder wie vorher. Wir sind die einzigen



Reisenden. Kein Hotel für Omnibustouristen mit europäischen Ansprüchen, aber sehr urig. Das Badezimmer sieht noch so aus wie Anno 1910. Einfach gemütlich.

Unser Ausflug auf der Suche nach dem Weißen Elefanten

Er ist im oberen Bildviertel unter einer überstehenden Felsplatte wie in einer Höhle verborgen. Eine Illusion zu glauben, dort würde man nach dem heißen Aufstieg Kühlung finden. Der Elefant, um den es hier geht, ist ein paar Seiten zurück bereits groß zu sehen gewesen. Hier nur noch mal eine kleine Suchhilfe.

5.12.92 – Die benachbarte Katholische Kirche in Oruro ist geschlossen. Andere Gebäude, Jahreszahl 1905, verraten das Datum des Wiederaufbaus. Wir fahren eine Stunde zur Ameib-Farm, die auch Gäste aufnimmt, lassen unseren Wagen zurück, wo es auf Rädern nicht weitergeht und plagen uns in windloser Hitze eine gute Stunde lang bergauf über Pfade und markierte Felsplatten. Sehenswürdigkeit: In einer großen Buschmannhöhle ein weiß gemalter Elefant und andere Tiere.

Diese Ausflüge quer durchs Gelände vermitteln etwas von der ausgetrockneten Landschaft. Mittagessen in der Farm sehr gut. Unverständlich, warum sie wie im Zoo die verschiedensten Tiere in Käfigen halten. Weil sie im Freien verdursten würden? Oder weil man dem Touristen nicht zumuten will, sie in freier Wildbahn zu suchen? Aber deshalb so weit gefahren? Antilopen durch Gittermaschen photographiert wie im Zoo!

Auf der Weiterfahrt tauchen rechts in der Ferne steile Berge auf, u.a. die Spitzkoppe. Die Südwestler behaupten, es sei ihr Matterhorn. Wie sich übrigens die Landschaft bis heute verändert haben muß, vielleicht auch durch Abholzung. 100 Jahre vorher schrieben

amerikanische Jäger, sowie Elefanten und andere Tiere gäbe es nirgendwo auf der Welt wie im Hinterland von Swakopmund.

Die Abzweigung zur Rössing-Mine, wo im Tagebau Uran geschürft wird, interessiert uns nicht. Dann links ein Unikum von Dampfmaschine auf Rädern. Um die Jahrhundertwende wollte man damit den Ochsentreck ins Landesinnere vereinfachen. Wir konnten es kaum glauben.

Damals wurde das Erz aus Tsumeb auf Ochsenwagen nach Swakopmund gebracht und aus Swakopmund wurden alle per Schiff angekommenen Güter und Menschen per Ochsenwagen in einer dreiwöchigen Reise quer durch wüstes Land nach Windhuk gekarrt. Immerhin zogen 1896 allein 880 Ochsenwagen diesen Weg.

Wir versuchten uns das vorzustellen: eine lange Reihe von 16 bis 20 Ochsen vor einem einzigen Wagen. Bis 1897 die Rinderpest auch nach Südwest kam. War unterwegs die Weide oder ein Flußbett vertrocknet, starben die Zugtiere. Eine Bahnlinie mußte her. Das ging aber nicht so schnell.



Der Dampfochse aus Deutschland

Martin Luthers Zitatenschatz ist für alles gut und seine Kenntnis beweist Bibelfestigkeit in allen Lebenslagen.

Hier gerät die Dampfmaschine aus Halberstadt zum Spottbild für alle Zeiten und das schon gut 110 Jahre lang. Die Rheinischen Missionare aus Groß-Barmen werden sich schwergetan haben, den Hereros oder Hottentotten in der Missionsschule den Zusammenhang zu erklären

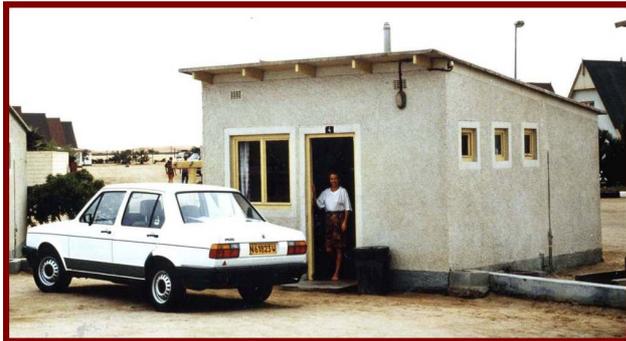
Einer glaubte, eine Dampfmaschine auf Rädern täte es inzwischen auch. Die Geschichte ist zum Totlachen, was Menschen sich alles ausdenken. Ein Hamburger und Oberleutnant der Schutztruppe, der es eigentlich besser hätte wissen sollen, hatte die Idee und brachte eine auf eigene Kosten per Schiff aus Halberstadt mit. Er dachte aber nicht daran, wieviel Wasser die Maschine braucht und daß 1000 Liter von dem köstlichen Naß in Swakopmund damals schon 30 Mark kosteten. Nur in Walfischbucht gab es einen Kran für das 280 Zentner schwere Vehikel.

Die 30 km Wüstensand bis Swakopmund schaffte sie schließlich in einem Vierteljahr. Man habe sechs Tage Wasser herbeigeschleppt, damit sie einen Tag lang vorwärtskam. Endlich dampfte sie von Swakopmund mit drei Anhängern landeinwärts. Die Schwarzen ergriffen die Flucht, bis man ihnen erklärte, das sei ein Dampfochse aus Deutschland.

Weil es keine Ersatzteile gab und auch keinen sachverständigen Handwerker, war das Ende abzusehen. Swakopmund besaß 1897 gerade 113 Einwohner. Die meisten arbeiteten für die

Woermann-Linie. Außerhalb der Stadt konnte das Ungetüm einfach nicht mehr und blieb stehen, und schon hatte es seinen Namen weg: Martin Luther. (Hier stehe ich, ich kann nicht anders.) Pastor Schmid von Swakopmund soll 50 Jahre später noch Schwierigkeiten gehabt haben, im Kindergottesdienst zu erklären, wer denn der berühmte Martin Luther gewesen sei.

In Swakopmund brauchen wir nach unserem Feriendorf nicht lange zu suchen. Zuerst die Kaiser Wilhelm Straße stadteinwärts, dann die Roon-, Moltke- oder Bismarckstraße nach links. Wir beziehen eins von 200 Häuschen. Bad, Küche mit Eisschrank, Aufenthaltsraum und Schlafzimmer. Alles für 12 DM. Die vielen Bungalows werden von der Stadtverwaltung vergeben und es kommen immer neue dazu. Wie vernünftig, in diese große Leere am Stadtrand ein Feriendorf zu stellen, anstatt riesige Hotels zu bauen, die dann nur wenige bezahlen können.



Unsere Fischerhütte im Feriendorf hatten wir schon vor einem halben Jahr gebucht.

Die Stadtverwaltung, mit der wir von Konstanz aus schon deutsch telefoniert hatten, hat übrigens mit diesem Feriendorf Erfahrung. Als Swakopmund gerade im Entstehen war, stellten sie bereits ein

Zeltdorf für Durchreisende auf, denn wohin bis zum nächsten Treck mit den Neuankömmlingen, ihrem Hausrat und Vieh.



Die protestantische Kirche von Swakopmund, wie aus dem Ei gepellt. Die schweren Luster hängen seit 1912 unverändert im Kirchenraum.

Bis wir eingeräumt hatten, war es Nacht. Trotzdem folgten wir der Empfehlung unserer Tischnachbarn von heute mittag und kriegten ausnahmsweise auch ohne Vorbestellung einen Tisch in "Kücki's Restaurant": Frische Austern - nie so große gesehen - sind angesagt, dann natürlich Langusten. Der Wein kam wie immer aus Südafrika.

6.12.92 –

Sonntag. Gottesdienst in der protestantischen Kirche am Ende der Poststraße. Der Pastor kam aus Deutschland und versorgt auch die 250 Gläubigen in Walfischbucht, erzählte er uns hinterher. Größtes Problem, die Jugend in die Kirche zu bringen. Etwas sahen wir hier zum ersten Mal. Ganz hinten war der halbe Raum von einem Glaskäfig ausgefüllt. Darin hatten die Mütter mit ihren Schreihälsen zu sitzen und wer es nicht wußte, wurde freundlich dazu aufgefordert. Der Pastor wird von Deutschland bezahlt. Seine Kirche steht seit 1978 unter Denkmalschutz? Was uns am meisten erstaunte: Die schweren Luster im Kirchenraum hingen seit dem Kirchenbau unverändert da, also seit 1912.



So ein schönes Hexenhäuschen hätte ich mir als Kriegskind auch gewünscht. Im Café Anton stand ein ganz echtes zum Anknabbern.

Woolworth und andere haben am Sonntag offen. Dank Münzautomaten geht Antje waschen und bügeln. Die Ausstellungsstücke im Museum wurden liebevoll in vielen Jahren von einem deutschen Zahnarzt gesammelt, der im ganzen Land mit seinem Bohrer herumfuhr, ein Bohrer, der damals noch von einer Nähmaschine angetrieben wurde, die ein Schwarzer bediente. Er sammelte, was die Leute sonst weggeworfen hätten. Tier- und Pflanzenwelt. Einfach alles ist vertreten. Zuletzt ins Café Anton, Ecke Bismarck-, Poststraße, Schwarzwälder Kirschtorte, Weihnachtsdekoration und ein Super-Hexenhäuschen, fast so groß wie eine

Hundehütte, beklebt mit allem, was aus der Backstube an Süßem herauskam.

Abends wieder Langusten. – Bitte, das angeberische Wort nicht in den falschen Hals kriegen! Erst Knappheit schafft Wertsteigerung. In meinen ersten Karibikjahren ohne Massentourismus krabbelten sie noch in jeder Größe unter meinem Boot herum. Wir brauchten sie nur herauszuholen. Einheimische Fischer ekelten sich davor und verwendeten sie nur kleingehackt als Köder zum Fischefangen. Sie drehten sie kurzerhand durch den Wolf. Der Umschwung kam erst mit der Gier der nordamerikanischen Urlauber. Sie hatten sie im Krieg kennen gelernt. Jetzt gab es sie am Cape Cod. Zuletzt gab es sie bei uns im Hotel nur noch aus Kuba importiert.

7.12.92 –

Filme zum Entwickeln bringen, Juweliere und Kudulederfabrik besichtigen. Flamingosuche nördlich der Stadt in den Salzlagen. Sogar in der Kläranlage entdeckten wir sie. Nachmittags nach Walfish Bay. Hier gibt es sie wirklich zu Zehntausenden. Riesige Salzgewinnungsanlagen auch hier. Die Wüste reicht bis ans Ufer. Abends wieder bei Kücki's bei Austern und einer riesigen Seezunge.



Antje, schon in der Wiege von Angorawolle umschmeichelt, kann sich gar nicht von diesem Schmusetier trennen. Der Methusalem an ihrer Brust, früher allein ums Wohlsein seines eigenen Harems besorgt, scheint nicht weniger kuschelbedürftig zu sein und genießt das bei geschlossenen Augen. Er darf als Oberhaupt der Sippe seinen Haarschmuck behalten und setzt ihn hier, wie man sieht, erfolgreich im Kundendienst ein.

8.12.92 - Angorazucht am Stadtrand besichtigen und jedes Tier streicheln. Antje wäre am liebsten dort geblieben. Deutsche Buchhandlung seit 1910. Der Inhaber heißt Delius und ist verwandt mit dem Verlag Delius, den es damals in Berlin gab und natürlich mit meinem Verleger in Bielefeld. Dann wäscht und bügelt Antje weiter. Ich hole die Filme ab. Die Entwicklungskosten der Dia-Filme waren so hoch wie der Filmpreis in Deutschland: 150 DM.



Ja, ich weiß, sagt das Nyala. Meine viel zu großen Ohren bremsen beim Weglaufen, wenn ein Löwe hinter mir her ist. Andererseits helfen sie mir, ihn früher zu hören, als er mich sieht.

Im Gegenzug ein kostenloses Telefongespräch nach Hause. Alle Geldstücke - und es waren viele - fallen hinterher wieder heraus. Großer Beifall der Wartenden, als hätte ich den Jackpot in der Lotterie geknackt. Jeder hofft nämlich auf dasselbe Glück, aber es erfüllt nur manchmal den Wunsch. Abends wieder bei Kücki's.

9.12.92 - Endlich das Schlemmerland hinter uns gelassen. Über Walfischbucht landeinwärts, am Rande der Naukluftwüste entlang. Zwei einsame Radfahrer von vorne. Rastplatz Chris se rus. Vor dem Hintergrund einsamer Inselberge eine flache Steinwüste, die von einer langen Linie von Kameldornbäumen durchzogen wird. Die Linie verrät eine Wasserader im Untergrund. Antilopen und Strauße in der Ferne. Antje sammelt an "Chris seinem Rastplatz" rote Kristalle, die wie von Natur aus mißglückte Granaten aussehen.

Dann weiter zum Kuiseb Canon mit Tiefblick in das verwirrende Netz unzähliger Seitenschluchten. Hier versteckten sich zwei deutsche Geologen über zwei Jahre lang, da sie 1940 nicht interniert werden wollten. Die Geschichte über diese Zeit, wo sie am Rande der Wüste wie die Buschmänner lebten, ist Abenteuer pur. Wahrscheinlich wären die Buschmänner über den Vergleich beleidigt. Die beiden promovierten Akademiker lebten schlimmer, nämlich wirklich wie die ersten Menschen.

Voraus der Gamsbockpaß in dickem Regen. Die Farmen heißen Schlesien, Hohenheim, Weißenfels und Arizona. Wie in Arizona sieht alles aus. Seit Stunden verfolgen wir mit den Augen das drohende Anwachsen einer riesigen Gewitterwolke. Endlich gießt es so fürchterlich, daß wir das Aufprallen und sofortige Verdampfen der Wassertropfen zu photographieren vergessen. Ob jetzt alle Straßen überflutet sind? Es gibt ja keine Brücken. Eins ist sicher, die Farmer danken Gott!

Auf dem Paß erleben wir eine weite Sicht über trostloses Land. Dann ein Hochplateau (2000m). Hier gibt es auch Farmen, diesmal mit Schafen. Die Farm Hohenbusch fiel uns auf wegen der vielen Zypressen um das Farmhaus. Wir sahen das auch früher schon. Sie zeigten dem Reiter von weitem her die Richtung an. In der Ferne dicker Regen. Grüne Abraumhalden. Steilstufe zur Naukluft. Die Bergwände durchlöchert von Höhlen.

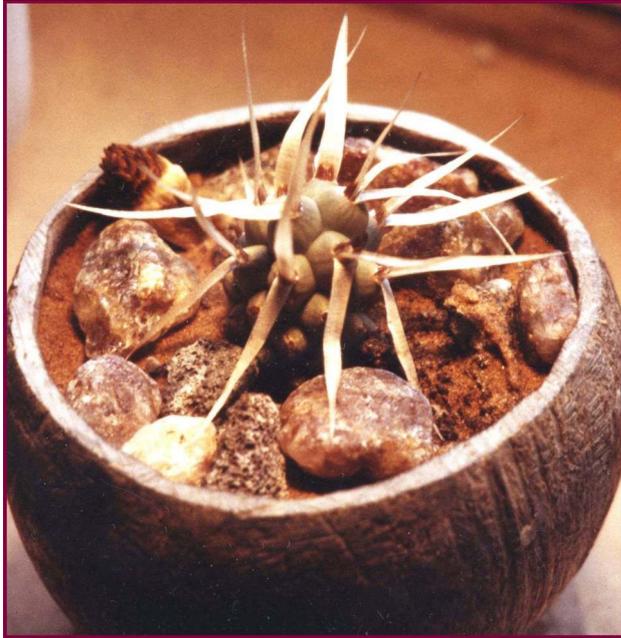
Mangels Brücken läuft die Straße wie die Achterbahn hügelauflauf und -ab. Jede Delle ist ein ausgetrockneter Flußlauf. Nur heute nicht mehr. Ein paar Dellen sind voller Wasser und nur mit Todesverachtung zu durchfahren, wobei natürlich nur unser Auto seinen Geist hätte aufgeben können. Affen gucken von Bäumen. In Solitär endlich tanken. Die Missionskirche ist längst verfallen. Die Benzinpumpe wird per Hand bedient. Es war höchste Zeit.

Nach einer halben Stunde sind wir auf der Farm Namib Ruscamp. Gutes Abendessen hinter dem Haus, bedient von jungen Mädchen, die kein Wort verstehen und am spitzen Gesicht

und den vorstehenden Backenknochen verraten, daß sie von den Buschmännern abstammen. Dazu gehören natürlich auch die asiatischen Augen.

Die burische Farmerfamilie Voges schottet sich ab gegen ihre Besucher. Wahrscheinlich wird man so, wenn man bisher ganz allein auf der Welt war und nun muß man versuchen, vom Tourismus auch eine Schnitte abzukriegen.

Die vereinigten Kontinente von Godwana-Land?



Ich heiße Tephrocactus articulatus und habe mich ungefragt in den Bilderstapel hineingemogelt. Etwas habe nämlich auch ich zu bieten. Ein Blick in die aufgesägte Kokosnuß, die seit Westindien schon 20 Jahre lang aus purer Ästhetik nur für Exoten wie mich reserviert ist, erklärt alles.

Da ist zu unterst in der Kokosnußschale allerfeinster roter Sand aus der Namibwüste zu sehen. (Wir kommen bald hin!) Darüber verstreut liegen größere Brocken eines rosa Minerals, das ich unter Vorbehalt mal zu den Granaten rechne.

Genau weiß ich es erst, wenn Freundin Renate diese Zeilen liest und mich mal einlädt, in ihrem Bonner Uni-Institut für Steine und nochmal Steine richtige Granaten kennenzulernen. Es kann doch

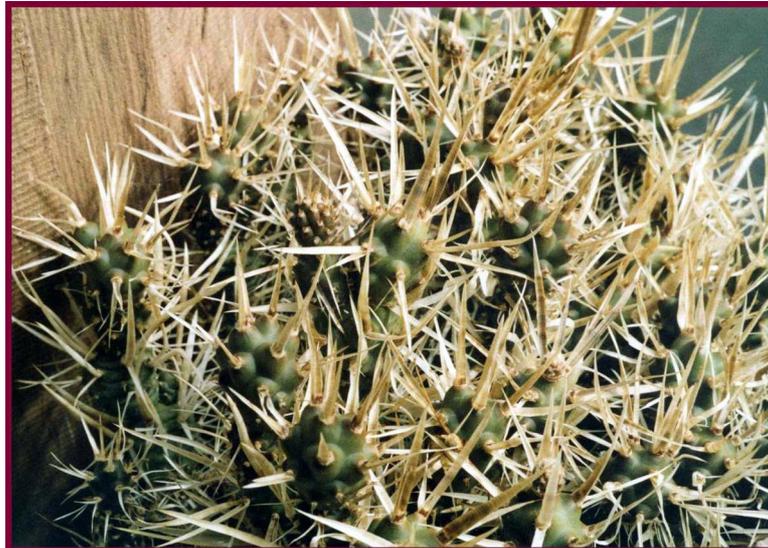
nicht sein, daß es sich in allen Touristenramschruden wie am Ätna oben nur um waschblau eingefärbten Quarzbruch handelt – womit unser „seltenes Fundstück“ in ihren Augen abgetan war. Die Hauptsache aber, um die sich alles dreht, bin ich in der Mitte, noch ganz ausgedorrt von dem, was ich hinter mir habe,.

Ich muß zur Sache kommen. Von mir wird immer behauptet, daß meine Heimat im südlichen Argentinien liegt und das bis in die allerhöchsten Andenregionen hinauf und bis zum ewigen Eis. Nun, auch in der Namibwüste schneit es zuweilen und Eiszapfen hängen auch hier manchmal an der Dachrinne. Ich will aber gar kein Südwestler sein. Ich bin ganz gerne bei Lamas und Guanacos hingehörig. Wie aber bin ich dann nach Namibia gekommen?

Eine Parallele dazu sind einzelne Protea-Arten, die es sowohl am Kap der Guten Hoffnung gibt als auch im äußersten Süden Australiens. Jeder hat dafür eine kluge Erklärung bei der Hand. Sie heißt Godwana-Land, also die Erdepoche, als die Kontinente auf der Südhalbkugel noch im Stück abgehandelt wurden, alle drei also untereinander zusammenhängen. Waren meine eigenen Vorfahren damals vielleicht auch aufs falsche Schiff gestiegen und unterwegs in der Namibwüste gestrandet?

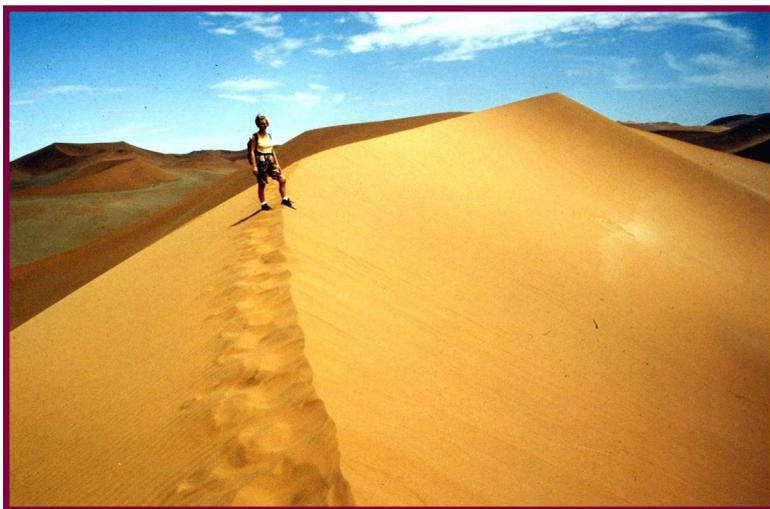
Der Höhepunkt kommt erst noch. Auf einer Reise durchs heißeste Australien machte ich in Cooper Pedy die Bekanntschaft einer weiteren Blutsverwandten. Jemand hatte sie wohl in der Umgebung gefunden und in den ansonsten wüstenleeren Vorgarten eines Hotels geworfen, das selber mit allen Zimmern wegen der Hitze wie ein Bergwerk unter der Erdoberfläche lag. Ich weiß, daß der Aussi für mein Familienalbum als Beleg auch fotografiert wurde. Er sah armselig aus, war aber totsicher von derselben Art mit den breiten Blattstacheln, die alles überlebt. Nur kein Mitleid haben! Wie ich unsere Stachelbiestersippe kenne, hat sie die Mißhandlung glänzend überstanden.

Komme jetzt keiner und behauptete, wir seien mit Fleurope aus purer Gehässigkeit ins australische Outback und in die Namibwüste versandt worden, um eine davongelaufene Matilda zu ärgern. Wer nämlich aus Versehen unsere Glochiden unter die Haut kriegt, vergißt so schnell nicht wieder den Spender.



Zum Schluß! Weil es nach soviel Palavern jetzt schon egal ist, folgte nun auch noch ein Bild von mir und meiner Nachkommenschaft. Ein einziges Nest von dreien auf drei Fensterbänken wenigstens und in wenigen Jahren gezeugt. Frage niemand, welches pseudo-wissenschaftlichen Versuches wegen die meisten von uns den nächsten Sommer nicht mehr erleben durften. Ich habe bis heute Frostbeulen davongetragen.

10.12. 92 – Die roten Dünen im Sossusvlei kannten wir von Bildern. Die Wirklichkeit ist viel beeindruckender. Von der Form her wie ein vom Gratwind in den Alpen geformter Gletschergipfel. So sehen sie alle aus. Unser Wirt war so nett, uns mit seinem Allradwagen für viel Geld hinzubringen. Wir wählen die eindrucksvollste Düne und steigen steil in einer halben Stunde über den einen Grat hinauf. Ich bin froh, daß ich die Ski- und Wanderstöcke dabei habe. Antje hält sich an meine Stapfen. Alles gibt nach.



Der Rundblick ist oben einzigartig. Es ist kein Dünenmeer, sondern eine Ansammlung von Dünenbergen mit großen flachen und lehmgelben Pfannen dazwischen, wo früher manchmal Wasser stand, als der Zufluß noch nicht von anderen Dünen versperrt war. Mangels Vergleichsobjekten ist es schwer, die Entfernung zu schätzen.

Sonnenuntergang auf Düne Elim, 300 m hoch über dem Vlei.
Wie aber im Dunkeln zurück? Abenteuerlich!



Nara-Melonen und ihre Blüten. Der geringelte Käfer neben der Blüte sorgt für die Bestäubung



Wir sind über diese Düne fast zwei Stunden unterwegs. Der lange Grat ängstigt uns. Was ist, wenn die messerscharfe Schneide mit uns abrutscht? Ich erinnerte mich an Geschichten, wo Leute wie wir auf diese Weise in Wüstensand ertrunken waren.

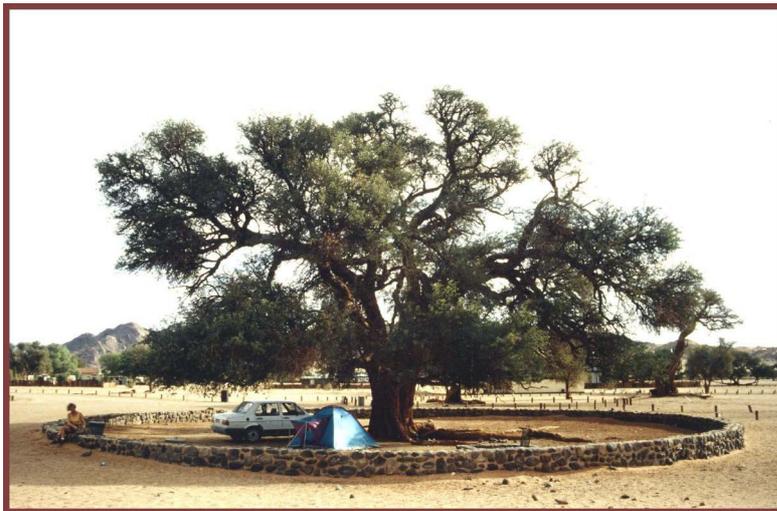
Ein kleiner Fleck in einem toten Vlei - so heißen die Trockenpfannen - entpuppt sich beim Näherkommen als spärlich begrünter Baum. Überlebenskünstler sind auch die dornigen Narabüsche am Fuße der Düne. Die großen Kürbisfrüchte machten das Überleben für Tier und Mensch hier erst möglich.

Unser Fahrer verstand nicht, warum wir so lange unterwegs waren. Es gäbe doch gar nichts zu sehen. Immerhin parkte er solange geduldig unter einem Dornenbusch im Schatten.

Wir waren gegen Abend zur Düne Elim gefahren. Aufstieg über weichen Sand, aber auch über Gras in einer Stunde bis zum Gipfel. Ein einmaliges Farbenspiel auf der höchsten Düne der Welt. Morgen früh werden wir hier noch einen leeren Kanister voll Sand füllen. (Für die Konstanzer Kakteen!)

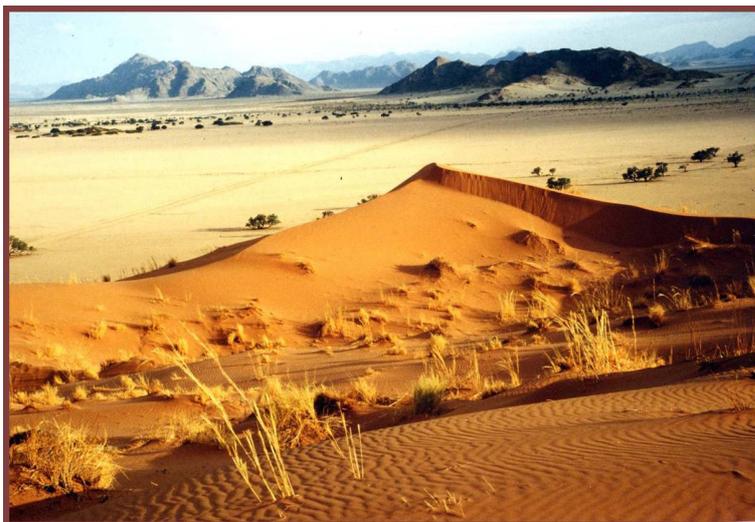
Nachmittags zu einem schluchtartigen Flußbett, sechs Riemen tief. Natürlich trocken bis auf eine Pfütze. Erstaunlich, wie es auch hier in diesem "Keller" grünt, es blüht sogar, und ein

Strauch trägt schmackhafte Früchte. Wir sahen zu den Höhlen in den gut 20 m hohen Wänden der Schlucht hinauf, wo Tauben hausen. Hoffentlich kein Leopard.



Ein Zeltplatz unterm Kameldornbaum für uns allein. Der Grill ist schon voll Glut. So nahe waren wir Afrika nachts nie. Da sorgt ein plötzlicher Sandsturm kurzfristig für eine Zerstörung des Idylls. Wie zum Trost sind wir am Morgen von langhörigen Oryx-Antilopen, auch Gemsbock genannt, umringt.

Unsere frühen Besucher versuchten wohl, die steinharten Samenschoten der Kameeldornbäume aufzubeißen. Gefüttert werden sie von der Parkverwaltung nicht. Aber es gibt ein Wasserloch für sie in der Nähe. Wir sahen eine Oryxmutter mit ihrem Jungen dort.



Noch ein Blick über die gelbliche Lehmebene, das Vlei. Am linken Bildrand in der Ferne, unter den Kameldornbäumen, befindet sich das Sesriem-Camp.

Im Büro der Parkverwaltung in Sesriem hängen Fotos von früheren Jahren. Zugeschneite Autos! Am 10. Juli 87 10 cm Schnee. Im Juni 89 lange Gardinen aus Eiszapfen an der Wäscheleine. Das andere Extrem: Am 2. Februar 86 stieg die Temperatur auf 46,5°C.

Rechts hat Vorfahrt!

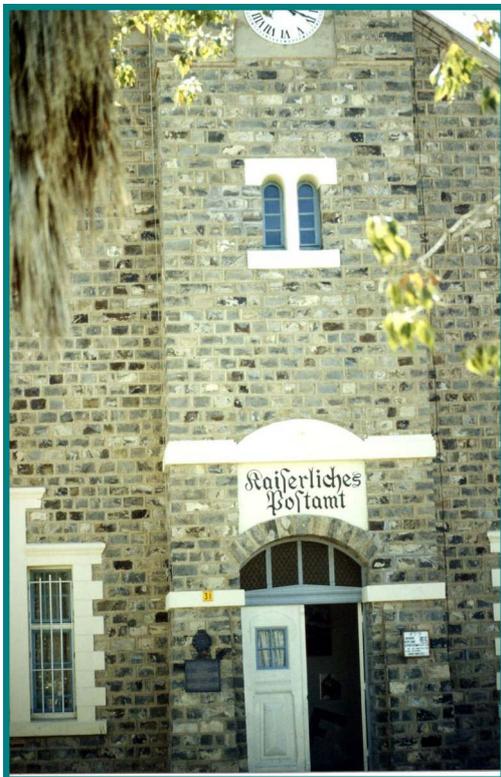
11.12.92 – Auf den Straßen steht stellenweise immer noch Wasser. Die Fahrt durch das stufenförmige Gebirge ist ohne Abwechslung. Immer wieder sehen wir in der Einöde die Dächer von Farmhäusern. In dem kleinen Ort Maltahöhe stoßen wir endlich seit Groß Barmen wieder auf Asphaltstraße. Wir sehen uns bei einem Kaffee das Hotel von innen an. Es erinnert an Omaruru. Am Ortsrand ein Soldatenfriedhof - wie auch in Omaruru. Vermutlich 1915 beim Einmarsch der Südafrikaner gefallen. Wir hatten keine Zeit, wollten bis Nachmittag in Keetmanshoop sein, also nochmal 350 km.



Ab Mariental führt die Straße schnurgerade im Fischflußtal nach Süden. Die Luftspiegelung über dem heißen Asphalt läßt entgegenkommende Autos erst sehr spät erkennen. Wir sind ja jetzt auf der einzigen Straße von Südafrika nach Windhuk. Im Radio wird jeden Tag gesagt, wie hoch die Zahl der Verkehrstoten gestiegen ist, seit die Weihnachtsferien begonnen haben. Sie sind schon bei weit über 200.

Nach 750 km sind wir endlich vor unserem Hotel in Keetmanshoop. Die ehemals südafrikanische Hotelkette hat es abgestoßen. Seit es die Grenze zwischen den beiden Ländern gibt, ist Namibia für Investitionen aus Südafrika uninteressant geworden. Wen wundert das.

Ich lasse das Auto waschen. Anschließend das neue Postamt aufsuchen, dann zum Verkehrsbüro im "Kaiserlichen Postamt". Zuletzt das Museum in einer alten evangelischen Kirche. Der älteren Dame, die am Eingang sitzt, muß ich es endlich einmal sagen, was uns schon immer auffiel, seit wir in Namibia sind: Wie schaffen es die weißen Frauen bloß alle, eine gepflegte Frisur zu haben, als kämen sie gerade vom Friseur? Wir vermuteten schon, jede habe zu Hause eine schwarze Friseurin in Dienst.



Das ehemalige Kaiserliche Postamt versendet heute nur noch Werbung des Tourismusvereins.

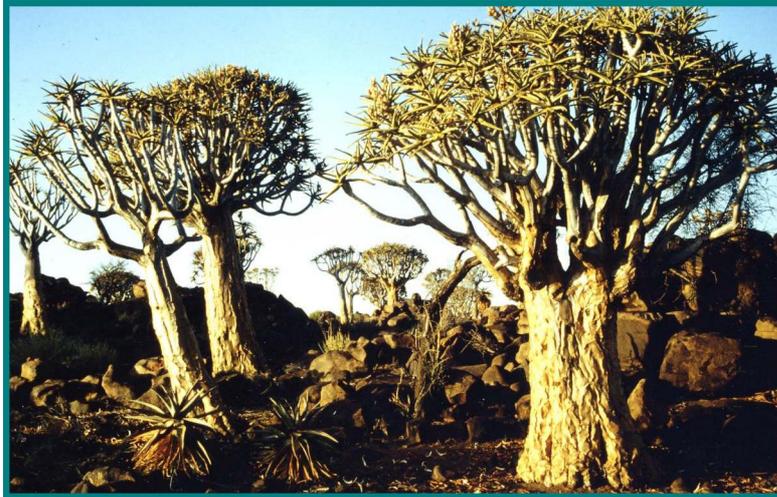
Die Museumsdame stammte aus einer englischen Familie und hatte ihr ganzes Leben in Keetmanshoop verbracht. In der heutigen Umwelt muß sie sich wie in Europa alter Adel heutzutage vorkommen. Die Frisur gehöre zur Dame wie die Krawatte zum Herren, war ihre Antwort, und meine Hand fuhr zum weit offenen Hemdkragen hoch.

Man habe seinen Stand zu zeigen. Wir sprachen zu ihr von der Bettelei der Kinder vor dem Postamt. Sie erzählte, sie hätte jetzt einmal so einem Bettelkind ein Geldstück geschenkt und gesagt, es solle dafür die im Park weggeworfenen Getränkedosen aufheben. Natürlich war keine Rede davon.

Was sie uns auch erzählte: Es habe jetzt einmal ein Schwarzer aus einem anderen afrikanischen Land einen Lichtbildervortrag gehalten und an zahllosen Beispielen davor gewarnt, was passiert, sobald die Macht von den Europäern in afrikanische Hände übergegangen ist. Beängstigend sei das Wachstum der Bevölkerung in ganz Afrika. Hungersnöte, Bürgerkriege und AIDS seien die logische Folge, das Gleichgewicht in der Natur wieder herzustellen.

Endlich war es Zeit. Eine Stunde vor Sonnenuntergang fahren wir noch einmal 15 km weit zum Köcherbaumwald. Man soll das um diese Tageszeit tun und die Empfehlung ist gut. Die Köcherbäume mit ihrer weißlichen Rinde sind im Abendlicht wirklich ein Erlebnis, doppelt unwirklich wegen der Form dieser Aloebäume.

Sie sehen wie nicht von dieser Welt aus, jedenfalls nicht wie aus der, in der wir leben. Sie fassen auf großen Granitausbrüchen Fuß, zwängen ihre Wurzeln in die Risse, die bei der Verwitterung entstehen und können große Wassermengen speichern. Rückfahrt wie im Nebel: dicker Staub im Gegenlicht des Abendhimmels.

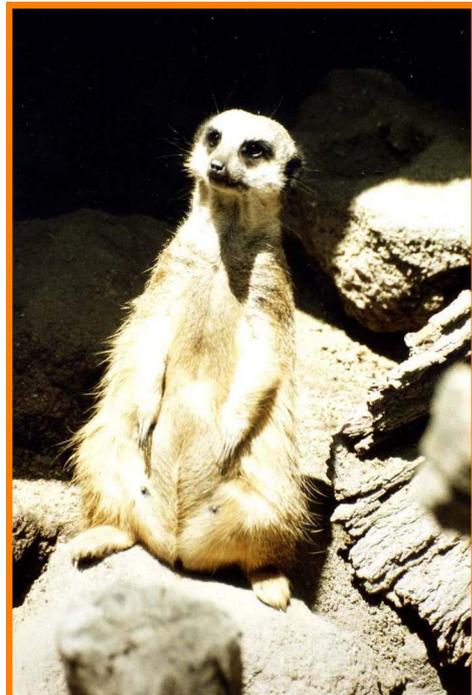


Hier ist nur ein Bruchteil des Köcherbaumwaldes bei Keetmanshoop zu sehen. Es soll an die 300 Exemplare geben. Wer sieht, wie diese Baum-Aloe sich an und zwischen großen Felsbrocken festkrallt, glaubt nicht, daß sie seit Urzeiten als Wasserspeicher für den Menschen lebenswichtig war. Ihre ausgehöhlten Stammstücke dienten den Einheimischen als Köcher

12 12 92 -

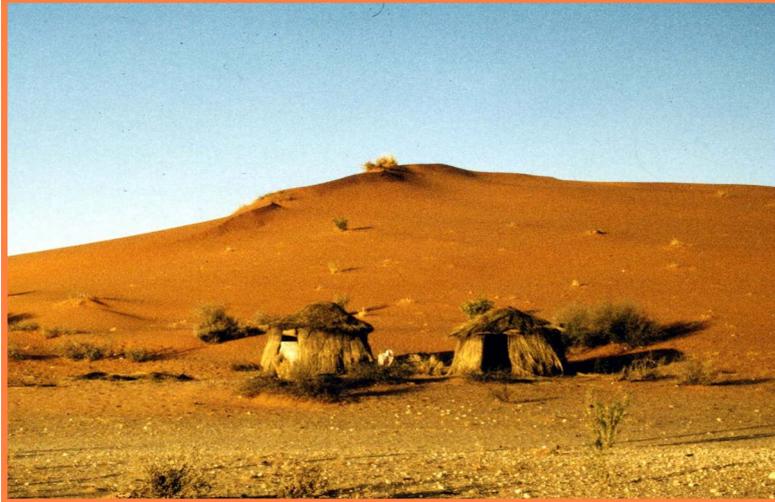
Ein typischer Namibiareisetag. Stundenlang Steinwüste, unwirtliches Farmgelände zu beiden Seiten. Viehroste quer über die Straße. Landschaftlich gehört die Gegend schon zur Kalahari, der Steppenwüste jenseits der Grenze, zu der wir heute wollen. In Aroab, dem einzigen Ort unterwegs zur 210 km entfernten Grenze zu Südafrika, nochmal schnell in einen Laden, uns umsehen. Wir wundern uns, wovon der Selbstbedienungsladen existieren kann. Wir wissen natürlich nicht, wieviele Farmen es im Umkreis Hunderter von Kilometern gibt.

Jemand hat uns Erdmännchen mit Murmeltieren verglichen. Der hatte wohl nie welche in Tirol gesehen



Dann weiter zur Grenze. Das Mietauto aus Windhoek nach Kapstadt mitzunehmen, scheint normal zu sein. Den schwarzen Namibiern, die sehr freundlich sind, machen wir ein Kompliment. Genauso den Südafrikaner im nächsten Gebäude. Sie hatten im Paß gesehen, daß wir nicht zum ersten Mal einreisen.

In Rietfontein hat der eine Reifen, der uns schon öfter Sorgen machte, so wenig Luft, daß wir aufpumpen lassen wollen. Zu Mittag ist aber alles zu. Nur vor einer Kneipe ist Bewegung. Einer mit Auto pumpt uns den Reifen mit seinem tragbaren Kompressor auf, der sich an unserer Batterie anschließen läßt.



Außerhalb des Kalahariparks, aber äußerlich genau so aussehend, kümmern armselige Ziegenfarmen vor sich hin

Dann wieder durch Steinwüste. Noch einmal über 150 km auf immer schlechterer und vor allem staubiger Straße. Hier fährt nur noch, wer zu den abseits gelegenen Farmen will oder zum Kalahari Gemsbock Park. Als wir gegen Abend im Camp Twee Rivieren ankommen, liegt Südwest endgültig hinter uns.

Armes Vieh, das hier sein Leben fristen muß



Twee Rivieren

Wir kamen gerade noch rechtzeitig für ein kurzes Bad im Schwimmbecken. Dann Steaks und Wein einkaufen.

Antje füttert
Erdeichhörnchen mit
Erdnüssen.

In der Hitze der Kalahari
ist es nur unter der Erde
auszuhalten. Eine Eiche
hat das Tierchen nie
gesehen.



Jeder Gast hat vor seinem Haus einen Grill stehen. Überall bruzelt es schon, wie bei den Buren, wenn sie auf Treck waren. Antje füttert inzwischen bettelnde Erdeichhörnchen mit Erdnußkernen, die ihr unser südafrikanischer Hausnachbar zu diesem Zweck geschenkt hatte. Zwei Tage, wie in der Etoschapfanne liegen neuerdings vor uns, aber die an der Grenze zu Botswana liegende Kalahari ist keine Salzpflanze, sondern eine Landschaft roter Dünen zwischen zwei ausgetrockneten Flußbetten und bestimmt der heißeste Fleck, den Südafrika Ende Dezember anzubieten hat. Wir werden in den nächsten Tagen wieder ein paarhundert Kilometer abfahren.

Ein Gemsbock erinnert uns im
Vorbeilaufen daran, nach wem der
Park benannt ist.

Beim Empfang hatten wir eine Ermäßigung auf unsere Vorauszahlung erhalten. Der Hitze wegen sei es um diese Zeit billiger. Wer wie wir aus Namibia kam, merkte keinen Unterschied.



Im Laden gleich nebenan kauften wir Grillfleisch für heute und morgen. Die Auswahl war nicht sehr groß. Die nächste Stadt war 400 km weit weg. Ich fragte, warum das Brennholz, das sie verkauften, so hart sei. Es käme aus Botswana, heiße Bleiholz und ginge im Wasser wie ein Stein unter. Es war so dauerhaft, daß am nächsten Morgen noch Glut auf dem Grill lag.

Ein breitkrepiger Hut aus Kuduleder hatte es mir angetan. Einer wie ihn früher die Schutztruppler trugen und die berittene Polizei aus dem Kapland. Aber nur die von der Schutztruppe klappten die linke Seite der Krempe hoch und machten daran eine schwarz-weiß-rote Kokarde fest. Es war leichter, den Schattenspende zu kaufen als damit herumzulaufen. Zu tief sitzt die Erinnerung an Amis in Bayern mit dem Gamsbarthut. Am Abend war es nur noch 20°C warm.

Furchtlose Erdeichhörnchen kamen zur Begrüßung an unsere Wohnungstür, stellten sich auf die Hinterpfoten und wollten gefüttert werden. Eichhörnchen in der Erde? Aber natürlich! Auf welche Bäume sollten sich die gewandten Kletterer hier flüchten? Oder wo war das Laub, das sie vor Adler- und Falkenblick schützte? Genauso wie die Erdmännchen, Erdfüchse und Schakale zogen sie sich in Höhlen unter die Erde zurück.

Sieht man die Erdeichhörnchen im Freien, dann scheinen sie ihren großen buschigen Schwanz wie einen Sonnenschirm über den Kopf zu halten. Vielleicht träumte auch unser vierrädriger Fox in diesen Tagen von einer kühlen Garage unter der Erde oder wenigstens von einem Sonnenschirm.

Worauf wir uns schon seit Europa freuten: Es gab wirklich ein kleines Schwimmbecken im Rastlager. Dort ging es laut und ausgelassen zu. Die Kinder hatten vermutlich den ganzen Tag im Auto der Eltern stillsitzen müssen. Jetzt tobten sie herum, bis es Antje zu bunt wurde. This is a swimming-pool and not a kindergarten! Wir waren wohl nach der langen Fahrt an keine Menschen mehr gewöhnt. Mir fiel auf, wie wenig oder nichts von ihrem Afrikaans zu verstehen war. Dabei sprachen sie es wirklich laut und deutlich.

Sonntag oder nicht. Aufstehen war jeden Tage um fünf. Halb sechs öffnete das Tor. Wir hatten uns heute die 161 km nach Nossob vorgenommen, unser Tagesziel im Norden. Zum Fotografieren war es anfangs noch zu dunkel. Da hätte der schönste Kalaharilöwe dastehen können, Ortskundige wissen es ja: Der mit der großem schwarzen Mähne.

Die Staubstraße lief immer am Ufer des ausgetrockneten Nossob-Flußbettes entlang. Auch wenn es nicht tiefer als die Umgebung wäre, würde es an der langen Reihe von Bäumen zu erkennen sein. Wieviele eingeäscherte Kameldornbäume! Blitzschlag. Sie standen weit und breit allein auf der Flur und ihre langen Wurzeln reichten bis zum Grundwasser hinab. In diesem Sommer hätte es schon einmal geregnet, hatte die Fotografin in Windhuk gesagt und machte uns Hoffnung auf eine blühende Kalahari. Vielleicht zu unserem Glück war es in diesem Sommer nur bei einem kurzen Regen geblieben.

Ein Kleinbus, der uns voraus war, hielt an und fotografierte die ulkigen Erdmännchen neben der Straße. Wir würden wohl noch mehr sehen; aber wir sahen keine mehr. Wo in den Parks Autos kreuz und quer auf der Fahrbahn standen, gab es immer was zu sehen. Diesmal war es eine Löwin, die sich links der Straße niedergelegt hatte. Einer mit Vierradantrieb fuhr hin und stöberte sie auf.

Wie gequält erhob sie sich und schritt zwischen den Autos hindurch auf die andere Straßenseite, wo neben einem Wasserfaß schon ein Löwenmännchen mit einer anderen Frau aus seinem Harem lag. Familie Löwe sah übernächtigt aus und war es wohl auch. Volle Bäuche hatten sie nicht.

Nach 95 km sahen wir den ersten Strauß, dann einen langbeinigen Sekretärsvogel, den Gänsekiel hinter dem Ohr. Er stand ganz still. Springböcke überquerten zu fünfzig und mehr die Straße. Sie sehen immer wie gerade gebadet und frisch gestriegelt aus. Ein dunkelbraunes Band trennt seitlich den rehbraunen Rücken vom schneeweißen Bauch. Gnus zogen im Flußbett mit hängenden Köpfen von Baum zu Baum, wie zur Richtstätte geführt.

Nach einer langen Nacht:
Mich interessiert nur noch Wasser!



10 Uhr vormittags waren wir schon im Lager. Es war nicht ausgebuht. Wer kommt hier schon in der heißesten Jahreszeit her! Ich maß 38°C im Zimmer. Es gab keine Klimaanlage. Die Eisschränke funktionierten mit Gas. Das heizte die Zimmer zusätzlich auf. Das Auto vor der Tür glühte in der Sonne. Von Zeit zu Zeit bewegte ich es, wohin der Schatten fiel, den der kleine Baum warf; aber es half nicht viel.



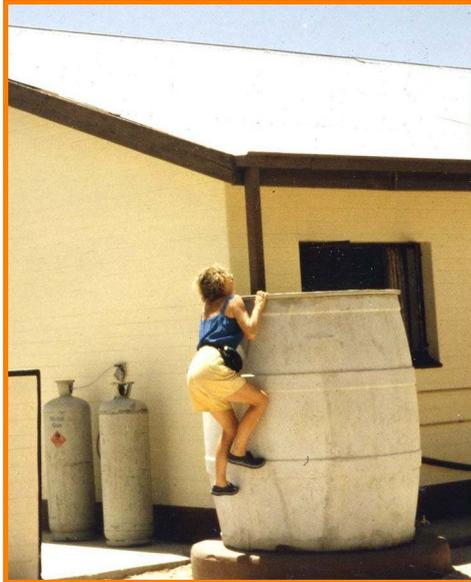
Endlich!

Gegen 4 Uhr fuhren wir noch 40 km weiter nach Norden. Es ging, wie schon am Vormittag, immer der Grenze zu Botswana entlang. Von einem Hügel hatten wir einen guten Überblick über das breite Tal, sahen aber keine Tiere. Der Abend war sternenklar. Wir brieten tiefgefrorene "Hamburger" aus Twee Rivieren auf dem Grill hinter dem Haus. Hier war es acht Grad wärmer als gestern (28°).

14.12.92 - Schon wieder um halb sechs unterwegs. Auf der Nebenstraße Marie se draai, die der Flußschleife folgt, sahen wir den frischen Abdruck von Löwentatzen im hellen Sand neben dem Auto. Kurz darauf sprang vor uns eine Löwin auf die Straße, rieb sich den Rücken an einem Dornenbusch und schritt langsam am Wagen vorbei zur Wasserstelle. Wir kehrten um und folgten ihr bis zu einer Windmühle, die aus einem vielleicht 100 m tiefem Bohrloch kühles Wasser in einen großen Bottich pumpte. Sie trank nicht aus der großen Pfütze, sondern aus einer kleinen, die sich unter dem tropfenden Wasserrohr gebildet hatte. Ohne diese Brunnen müßten die Tiere verdursten oder auswandern; aber wohin?

Sobald der
Abendhimmel am
schönsten,
naht für die Tiere die
Stunde der Angst





Im Nossob-Camp sind wir fast allein. Kein Einheimischer geht in den trockensten Monaten in die Wüste. Antje prüft, ob das Wasser noch zum Teekochen reicht.

Später entdeckten wir gut 50 m weit weg einen großen Löwen. Endlich einer mit der bilderbuchreifen schwarzen Mähne. Da war er endlich, zeigte sich aber überhaupt nicht an Zusammenarbeit interessiert. Er lag am Boden, leckte sich die Pfoten und schlief dann ein. Er hat so einen schönen schwarzen Mähnenkragen gehabt, trauerte Antje, die ihn gerne in seiner ganzen Größe bewundert hätte. Aber am Morgen sind alle Löwen müde.

Die 55 km quer durch die Dünen zum Auob Rivier waren im Anschluß an das eintönige Flußbett

abwechslungsreich. Die Sandstraße durchquerte das Dünenfeld im Auf und Ab der Dünen, die etwa 15 m hoch sind. Das schürte die Erwartung. Teilweise waren die Dünenhänge mit hohem, aber vertrocknetem Gras bewachsen. Das Goldgelb vor dem roten Sand unter blauem Himmel war schön wie von Van Gogh gemalt..

Wir sahen Gemsböcke über einen Dünenkamm herunterkommen. Sie überquerten vor uns die Straße. Einsame Kronenduiker hielten erschreckt inne und rannten dann davon. Sie sind Einzelgänger und jedem kleinen Raubtier ausgeliefert. Vielleicht deshalb die Angst.

Ein Straußenpaar war mit einem Dutzend Jungen beim Spaziergang. Wie einfach sie es sich machen! Sie bringen ihren ganzen Nachwuchs auf einmal zur Welt. Die zuerst gelegten Eier werden einfach etwas weniger bebrütet. Leider hat vor diesen Motiven die Camera einen Hitzschlag gekriegt.

Dann Teetrinken aus der Thermosflasche an einer Raststätte im Auobtal. Komisch! Überall unterwegs war es verboten gewesen auszusteigen. Machten die Löwen um diesen Rastplatz hier einen Bogen? Wir suchten wenigstens den Baum über uns nach grünen Schlangen ab. Die Parkverwaltung war auf Draht. Hier leerten sie die Chemieklos. Ein Stück weiter räumten sie den Schlamm aus den Wasserlöchern.

Der Abend war sternenklar. Wir brieten tiefgefrorene "Hamburger" aus Twee Rivieren auf dem Grill hinter dem Haus. Hier war es acht Grad wärmer als gestern (28°). Etwas Beeindruckendes habe ich vergessen. In der Nähe eines Kameldornbaumes stand heute in der Mittagshitze eine Herde Gnus, wie üblich mit tiefhängenden Köpfen, wie von einer Depression erfaßt. Tatsächlich wissen sie es: Sie sind für die Löwen die leichteste Beute.

Zwei Junge waren gerade zur Welt gekommen und versuchten sich aufzurichten. Bis es dunkel wird und die Stunde der Raubtiere schlägt, müssen sie schon laufen können. Wir wunderten uns, warum sie zum Gebären nicht in den Baumschatten traten. Bis wir lasen, daß der Boden unter allen Bäumen von Zecken verseucht sei.

15.12.92 - Ein langer Tag stand uns heute bevor. Anfangs reizte unterwegs noch der Anblick der Schaffarmen zwischen den roten Dünen. Die Straße war sehr staubig und "Wellblech". Hier fanden wir heraus, daß es bei ganz schnellem Fahren am wenigstens rüttelte. Armes Auto!

Eine Straßenbaumaschine walzte unterwegs neuen Schotter fest. Ein einzelner Schwarzer marschierte kilometerweit hinterher und warf die großen Steine vom Fahrweg, die sich nicht hatten breitwalzen lassen. In der Nähe luden große Salzlagerstätten zur Besichtigung ein, aber wir hatten es eilig.

Nur an den Drahtzäunen längs der Straße war später zu erkennen, daß dahinter Farmgelände war. Stundenlang sahen wir kein anderes Auto. Unsere Straße führte zu einem Paß in der Tafelberglandschaft und drüben die gebirgige Randstufe hinunter. Nirgends ein größerer Baum. Aus der Talsenke des Oranjefflusses erhoben sich wie schwarze Beulen haushohe Basaltausbrüche wie Kotkugeln eines Riesensauriers.

Vor uns lag Upington. Nach 360 km war jetzt endlich die staubige Straße zu Ende. Am Stadtrand fand gerade im Freien ein Schafmarkt statt. Wir hielten an. Farmer und Händler musterten die Tiere in den Pferchen. Wir stellten uns dazu.

Hierher hätte mein Kuduhut gut gepaßt - aber er war leider kein bißchen speckig wie die der Schaffarmer. Es wurde über pechschwarze Karakulschafe und andere, die nur einen schwarzen Kopf hatten, verhandelt.

Mir fiel auf, daß sich alle mit "Morje!" begrüßten, also in Afrikaans. Es war klar: Dieser westliche Teil Südafrikas war schon immer Farmland für Buren gewesen. Es gab hier keine schwarzen "Heimatländer". Die Engländer hatten sich im Dreieck Kapstadt-Johannesburg-Durban niedergelassen. Dort sind auch die Industrien angesiedelt, die Bodenschätze - und heute die politischen Probleme.

Upington ist eine hektische Einkaufsstadt mit sehr breiten Straßen und vielen Menschen. Wir parkten vor dem modernen Rathaus. Antje machte sich beim Fremdenverkehrsamt schlau, und ich bewachte solange die Parkuhr, diesmal mit dem afrikanischen "Südwest" auf dem Kopf. Es beruhigte zu sehen, daß sich keiner nach mir umdrehte oder zweimal hersah. Es war zu heiß, lange herumzulaufen. Wir sahen uns im Auto die Dattelpalmenallee auf der Erholungsinsel im Flußtal an, das Bronzedenkmal für den armen Esel, der früher das Wasser aus dem Brunnen pumpte und dann die Weinkellerei am Stadtrand.



Bis dorthin reichte die Flußoase nicht mehr, aber auf eine Länge von 300 km wird längs des Oranjefflusses Wein angebaut. Es sei die zweitgrößte Weinbaugenossenschaft auf der Welt.

Wir entdeckten ein anrührendes Denkmal, das an die geplagte Kreatur im Dienste der Menschen erinnert.

Ursprünglich ging es dabei nur um die Sultaninenerzeugung. Wo

sollten sie besser gedeihen als bei künstlicher Bewässerung und dieser Hitze. Wir sahen aber auch beim Abfüllen der Plastikflaschen für Billigwein zu, der heute hauptsächlich in den Schwarzenbezirken Johannesburgs abgesetzt würde. Wir nahmen drei Flaschen vom besten mit, den es gab. Das kostete nur ein paar Mark und er schmeckte uns gut in den nächsten Tagen. Noch eine Rundfahrt über holprige Straßen durch die Weingärten. Zu allen Pflanzungen führten Bewässerungsgräben wie im Etschland. Die Trauben hingen dicht voll kleiner grüner Beeren.

Uppington fehlte in meinem sonst recht guten Reisehandbuch. Vielleicht weil es zu wenig den Vorstellungen des Südafrikauraubers entspricht. Hier ist Burenland pur.

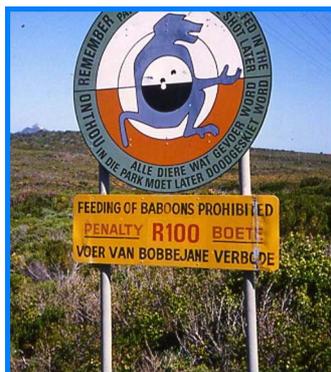
Ein Blick aus dem Flieger offenbart uns eine Woche später dasselbe grüne Tal, durch das sich der träge Orange wälzt. Dort unten hatten wir vor einer Woche eins der größten Weinbaugebiete der Welt besucht und uns die Produktion bis zur abgefüllten Flasche zeigen lassen. Was reichlich Wasser allein für Wunder wirken kann!



Dann waren die nächsten 440 km bis nach Calvinia fällig. Unterwegs hätten wir mehrmals anhalten wollen; aber die Zeit drängte. Hinter Kenhardt sahen wir auf einem langen Basaltrücken einen Wald von Kokerbäumen. Woanders gab es ausgetrocknete Salzpfannen, die auf der Karte wie Sümpfe aussahen. Wir sollten diese wüstenartige Landschaft in einer Woche noch einmal im Flugzeug von oben sehen. Da sah sie noch trostloser aus. Mehr als Schafzucht ist hier nicht möglich und das nur, wenn es regnet. Es ging stundenlang geradeaus und selten begegnete uns ein Auto.

Zwischen den Roggeveldbergen und dem Hantamsberg liegt wie eine grüne Oase die kleine Stadt Calvinia. Eben noch öde Steinwüste, dann plötzlich eine breite Straße, von Bäumen flankiert; ein Schild an einer Straßenkreuzung, das auf unser Hotel hinwies. Die Buchung war schon ein halbes Jahr alt. Wir wunderten uns oft unterwegs, wie die Hotels so lange mit unserer pünktlichen Ankunft gerechnet hatten. Hier waren wir heute die einzigen Gäste, hatten Mühe, jemand zu finden, der uns zur Kenntnis nahm und dann noch die letzte Mühe, zu verstehen, was auf Afrikaans heißt, Frühstück gebe es morgen keines. Die Frau verstand kein Englisch oder wollte es nicht verstehen. Das braucht einen nicht zu wundern. Die Großväter waren seinerzeit im Burenkrieg der englischen Raffgier unterlegen. England ging es nicht um Weideland wie den Buren, sondern nur um Gold und Diamanten.

Wir hatten nach der Ankunft unser Gepäck soweit zu sortieren, daß wir es morgen in Kapstadt einfacher haben würden. Die staubigen Plastiksäcke, in denen bisher unsere Koffer steckten, hatten ausgedient. Für morgen früh machten wir eine Wagenwäsche aus. Dann fanden wir ganz versteckt in einem Hinterhof ein Steakhouse, wo Bankangestellte ihre Weihnachtsfeier hatten und durften bleiben. Der Inhaber, ein Wüschelrutengänger von absoluter Sicherheit, wie er uns sagte, wollte in der Nacht noch nach Johannesburg fahren. Die Straßen seien bei Nacht leider sehr unsicher geworden.



16.12.92 - Nach etwa 50 km änderte sich die Landschaft, wurde grüner, ja bewaldet. Die Fichten- oder Tannenwälder gehörten bereits zum Sommerfrischgebiet der Inländer. Bald wußten wir, warum. Auf der Höhe der Bokkeveldberge öffnete sich der Vanrhyns Paß. Vor uns lag viel tiefer die Küstenebene von Vredendal, die sich im atlantischen Dunst verlor.

Das Schild sagt: Alle Affen, die von Touristen gefüttert werden, müssen später getötet werden.

Von einem Parkplatz hörten wir Schwarze singen. Sie gehörten vielleicht zu einer Farm und waren auf einem der üblichen Lieferwagen zu einem Ausflug unterwegs. Heute ist zwar nur Mittwoch, aber einer von Südafrikas wichtigsten Feiertagen, der Tag des Gelübdes. Das war am 16. Dezember 1880, als die Transvaler Buren ihren Unabhängigkeitskrieg gegen die Engländer begonnen hatten und zwei Monate später bei Majuba einen ersten Sieg errangen. Wir sahen Getreidefelder in der Tiefebene, das grüne Citrusdal, künstliche Bewässerung und wieder eine "Weinstraße". Zuletzt Autobahn zum Flughafen. Wir waren diesen Verkehr nicht mehr gewöhnt. Dort holte uns die Leiterin der Wohnwagenfirma ab. Die Übergabe ging flüssig. Noch schnell Grillzubehör einkaufen. Dann motorten wir auf der Autobahn zum Badeort Muizenberg, den wir schon kannten. Wir kriegten einen Stellplatz am Campingplatz. Im ehemaligen Judenghetto aßen wir gut beim Portugiesen Don Pepe. Sein Restaurant war voll.

Ich kann mir schenken, davon zu schreiben, was in jedem Reiseprospekt zur Kapregion steht. Unsere Erfahrungen sind längst Vergangenheit und gibt es so nicht mehr. Wir hoffen es natürlich nicht. Jeder muß das selber herausfinden.

Unser Flugzeug von Kapstadt nach Bloemfontein machte einen Umweg über Upington und Kimberley. Es war hell genug, noch einmal die Strecke bis zum Oranjefluß von oben zu sehen. Richtung Kalahari tobten fürchterliche Gewitter und es schüttelte uns auch auf dem Weiterflug. Solche Gewitter ein bißchen früher; dann hätten wir unseren Reiseplan nicht einhalten können. Twee Rivieren sei dann mitunter wochenlang von der Außenwelt abgeschnitten. Neben mir saß eine ältere Dame, die ihre Tochter zu Weihnachten besuchen wollte. Sie hätten früher auch eine Farm in Südwest gehabt. Große Diamanten am Ring und Straußenledertaschen sind hier ganz normal.

In Bloemfontein wollte die Avis-Angestellte gerade gehen. Wir seien für heute morgen angekündigt gewesen. Auf unsere Auskunft, aus Germany zu sein, fragte sie Ost oder West? Wir wußten natürlich, warum. Zu Honeggers sogenannten Friedensfreunden hatten wir nicht gehört. Der Ford Saphir kam uns dann nach VW-Fox und Camper wie ein Luxusauto vor. Seine Diebstahlsicherung machte mir Kopfzerbrechen, denn die Angestellte war weg und wir zwei waren die einzigen am Flughafen. Dann schafften wir es bis ins Zentrum zum Hotel.



Unterwegs ins Bergland von Lesotho. Hoffentlich regnet es auch in der Kalahari

Das war zwar verwinkelt und altertümlich. Der Plüschsalon mit den Spiegeln an

der Wand versöhnte uns aber und noch mehr der schwarze Ober, der uns bediente. Das Essen kam uns edel vor und der 78er vom Weingut Mountain in Stellenbosch war es bestimmt.

23.12.1992 - Wir fuhren noch gut eine Stunde durch die lebhafteste Stadt und betrachteten uns die verschiedenen Baustile von 1900 bis heute. Hier ist der Oberste Gerichtshof Südafrikas

zu Hause. Dann setzten wir uns Richtung Lesotho in Bewegung, genauer gesagt zum Königreich Lesotho. Es ist nicht lange her, da gab es im Königreich noch Menschenfresserei.

Das kleine Homeland Bophuthatswana unterwegs erstaunte uns mit seiner wie aus dem Boden gestampften Industriezone bei Thaba Nchu. Polizeikontrollen unterwegs. An der Grenze zu Lesotho waren in diesen Tagen Farmer ermordet worden. Man vermutete, die Terroristen seien aus der Transkei gekommen und hätten Lesotho durchquert. Höhepunkt des Vormittags: Der Grenzübergang. Papierkrieg zuerst auf der einen Seite, dann eine eingleisige Eisenbahnbrücke aus der Eiffelturmzeit, über die der Auto- und Lastwagenverkehr im Einbahnverfahren läuft, wenn er überhaupt läuft.

Gleichzeitig drückten sich auch noch die vielen Fußgänger über die Brücke, die alle zu Weihnachten nach Hause wollten. Drüben nochmal Papierkrieg und ein Blick der Beamtin in den Kofferraum, der "gestrichen voll" Gepäck war. Da gab sie es auf.

Überall sah es wie auf Antigua aus, der Karibikinsel, zu der ich 1967 gesegelt war. Der Gegensatz zu Südafrika drückte aufs Gemüt. Überall bettelnde Hände und unfreundliche Gesichter. Wir fanden in Maseru den Lancer's Inn, belegten unser Zimmer und fuhren landeinwärts.

Der Eindruck Dritte Welt ist überall gegenwärtig. Verlotterte Dörfer und Straßenkreuzungen mit Lastwagen und Bussen, die auf Passagiere warten. Unterwegs bettelnde Kinder. Sie boten wertlose Quarzstücke an und drohten, sie einem nachzuwerfen, wenn man nicht anhielt. Es soll an die 70.000 Hütejungen geben, die bei ihren Ziegenherden aufwachsen. Dementsprechend mag ihr Bildungsgrad sein.



Die letzten Einkäufe am Heiligen Abend in Maseru, der Hauptstadt Lesothos. Weiße sieht man hier nicht.

An einsamen Ortschaften vorbei fuhren wir Richtung Buschmannpaß, 2226 m hoch. Nackte Gebirgslandschaft ohne Bäume. Unterwegs eine Pferdefarm, von wo aus auf Reitpferden Ausflüge ins Land unternommen werden können, aber natürlich nicht mehr am späten Nachmittag. Seit der Abzweigung nach Roma gab es nur noch Schotterstraßen. Wir quälten uns auch noch den 2620 m hohen Blue Mountain Paß hinauf, und drüben noch ein paar Kilometer weiter. Vollbesetzte Busse mit Mercedesstern rasten mit langen Staubfahnen weiter landeinwärts zu fernen Dörfern.

Eine Niederlassung von Schafhirten unterhalb der Straße sah wie eine ganz primitive, heruntergekommene und nicht mehr bewirtschaftete Alm in Tirol aus. Im Nordwesten drohten schwarze Gewitterwolken. Wir wollten hier nicht von reißenden Flüssen an der

Heimfahrt gehindert werden und kehrten um. Wir verfuhrten uns zu guter Letzt und landeten auf einer Straße, die wirklich nur noch ein Reitweg war. Abendessen im Hotel. Draußen goß es in Strömen und weichte die Weihnachtsparty irgendeines Unternehmens ein.

Es ist schon der 24. Dezember, und wir sind immer noch in Lesotho. Am Vormittag versuchte ich, einige Aufnahmen vom Stadtleben in der Hauptstraße zu machen. Es war so bunt und lebhaft wie in St. John's auf Antigua, und genauso stilllos sahen die Gebäude aus. Nur die Bettelei schien mir hier größer. Hier ist wohl ein Tourist mit der Camera noch was Besonderes. Inzwischen war es wieder ganz schön heiß geworden.

Wir hielten unterwegs in einem Ort, wo eine Handweberei sein sollte, sahen auch im Hintergrund eine Reihe verwaister Webstühle stehen, aber niemand daran. Eine Studienfreundin Antjes hat hier ein Jahr lang Entwicklungshilfe geleistet. Auf Konto Entwicklungshilfe gingen wohl auch die Webstühle. Das war's! Vergeudete Lebenszeit, vergeudetes Geld. Entwicklungshilfe hat in den Köpfen der Empfänger anzufangen.



Antje fand nichts, was ihr gefiel. Das ist überall dasselbe Problem mit dem sogenannten Kunsthandwerk. Wenn es nicht reinweg kitschig ist, ist es für nichts brauchbar. Was soll einer mit so einem mühevoll aus einheimischem Gras geflochtenen Lesothohut anfangen? Nicht einmal die Einheimischen tragen ihn.

Endlich auf schlechter Straße zur Grenze nach Südafrika. Einer vom Lesothozoll möchte, daß wir ihm zehn Dollar schenken und war recht lästig, vermutlich schon angetrunken. Dann weiter zum südafrikanischen Grenzposten.

Zwei Junge sahen sich genau unseren Motorraum an und suchten vermutlich auftragsgemäß nach Waffen. Sie grinsten, als ich sagte, wie schön es sei, Lesotho hinter uns zu haben.

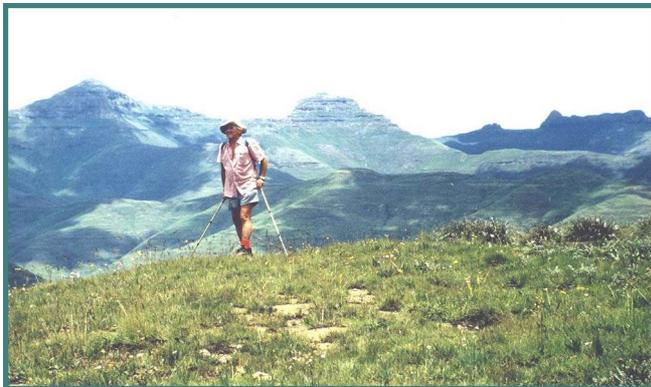
Die Landwirtschaft hinter der Grenze schien uns wie Tag und Nacht zu der in Lesotho. Die Farmen waren groß, sahen ordentlich aus und der Mais stand höher als in Lesotho, wo es nur Kleinbauern gibt, denen es vermutlich an Geld fehlt, Düngemittel zu kaufen. Hinter uns brüteten schon wieder Gewitterwolken. Vielleicht lag es auch daran, daß uns im Oranje Freistaat wohler war. Im Luv der Drakensberge schien die Sonne. Alles sah freundlicher aus.

Es war nicht mehr weit bis zum Brandwag Hotel im Golden Gate Naturschutzpark. Die beiden Bergflanken öffneten der Straße eine Art Klause, von 100 m hohen roten Felswänden eingengt, und bald sahen wir rechts am Hang unser Ziel. Wir kriegten ein großes Zimmer mit Blick ins Tal, hatten noch Zeit, uns fürs Abendessen am Heiligen Abend zurecht zu machen und waren dann sehr enttäuscht. Es schien wie alle Tage zu sein und war auch nichts Besonderes. (Schellfisch in Soße, 13 DM/Person.) Draußen war es eiskalt.

Um 8 Uhr waren wir schon im Bett. Wir heizten das Zimmer und schluckten Pillen gegen Halsweh und Grippe. Nach drei Wochen Wüstenklima war wohl der Gegensatz zu stark gewesen. In den nächsten Tagen sollten mir meine Stimmbänder völlig den Dienst versagen.

25.12.92 - Wir bereuten es nicht, am nächsten Morgen um acht beim Gottesdienst zu sein. Er fand im benachbarten Rastlager unter einem Rietdach im Freien statt. Einige Leute standen sogar davor im Regen. Der Pastor von der Reformierten Niederländischen Kirche predigte auf afrikaans. Er sprach von den Bluttaten, die unlängst geschehen waren und verglich Christi Geburt mit der "Morge Son", der Morgensonne. Alle deutschen Weihnachtslieder wurden gesungen, aber natürlich auch auf afrikaans. Das verwirrte uns so, daß wir nicht einmal den deutschen Text mitsangen. Es war zum Heulen.

Im kleinen Laden fanden wir alles Notwendige für unsere nächste Wanderung. Die Sonne schien wieder. Wir folgten durch das Naturschutzgebiet den verschiedenen Aussichtsstraßen, sahen auch in der Ferne Antilopen (Bonte Bock) und in der Nähe kardinalrote Vögel im Röhricht. Vor allem sahen wir uns den gegenüberliegenden Bergrücken an, auf den wir morgen wollten.



Genau dem Hotel gegenüber, auf der anderen Talseite ein einzigartiger botanischer Biotop, der 2600 m hohe Bergrücken mit dem ungewöhnlichen Namen Wooden House

Mittags fand endlich das große Weihnachtsessen im Festsaal statt. Der war jetzt voll besetzt, vor allem auch von auswärtigen Besuchern. Jeder holte sich vom Büffet, soviel er wollte. Das kostete zuletzt 22 DM.

Dies vorüber, machten wir uns sofort auf den Weg zu einer Wanderung bis zu einer Höhle im Felsenirkus hinter dem Haus und gut eine halbe Stunde weit weg. Es war sonnig und warm, und wir waren froh um den Schatten am Fuße des Felsendaches. Weiter ging es über eine Kettenleiter noch höher hinauf, dann knapp unter der Felswand entlang wie der Alpinisteig in den Dolomiten und zuletzt steil zum Hotel hinunter.

Nach dem Kirchgang am Morgen hatten wir uns auch das "Golden Gate" aus der Nähe angesehen. Dort war neben einem kleinen See der Friedhof der Van Reenen-Familie, der wohl einst das heutige Parkgelände gehört hatte. Die Van Reenen müssen zu den frühen Trekkern gehört haben. Der Paß nach Durban hinunter heißt nach ihnen. Der älteste, der hier begraben wurde, war schon 1831 zur Welt gekommen. Seine zwei Söhne kamen gemeinsam beim Blitzschlag in den Drakensbergen um. Das Ende einer Familie.

Am Abend gab es nur lieblos servierte Reste. Die Angestellten sollten wohl auch ihr Weihnachten haben. Wir trafen ein deutsches Ehepaar, das ganz ohne Voranmeldung auch untergekommen war und für morgen auch bereits Platz im Royal Natal Park bekommen hatte. Wir hatten das im voraus versucht, waren aber abgewiesen worden.

26.12.92 - Der Aufstieg führte in einer langen Schleife nur sanft bergauf. Wir sahen jenseits Herden von Elands, Zebras und Gnus. Unterwegs trafen wir nur einmal einen schwerhörigen Farmer aus Fiksburg mit zwei Mädchen. Überraschend immer wieder das Aufleuchten seltsam blühender Pflanzen.

Wir stiegen dann auch noch zum Gipfel hinauf (2640 m), der Woode House heißt und dem ganzen Weg den Namen gab. Dort oben gefiel es uns am besten. Ein eigenartiger unberührter Biotop auf dem flachen, feuchten Gipfel mit nie gesehenen Pflanzen. Die Fernsicht reichte bis zu den Drakensbergen. Der Abstieg war steil und führte geradewegs ins Tal.

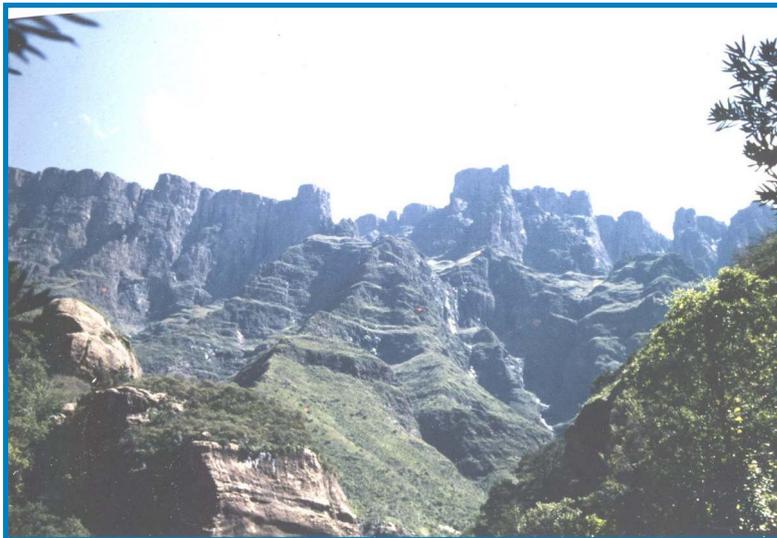
Unser Sonnenbrand hinterher konnte sich sehen lassen. Abends telefonierte wir zum Royal Natal Hotel und kriegten für zwei Nächte ein Zimmer. So einfach war das. Was hatten wir deshalb schon von Konstanz aus telefonierte und gefaxt - und zuletzt für alle Fälle ein Zelt gekauft. Es heißt, die Südafrikaner müßten jetzt sparen und stornierten ihre Vorausbuchungen..

27.12.92 - Ich kämpfte mit Locabiosol gegen Schnupfen, Halsweh und zuletzt gegen völligen Stimmverlust. Wir standen schon um 6 auf und fuhren auf der eigentlich verbotenen Straße Richtung Quaqua, das sich selbst verwaltet. Wäre heute nicht Sonntag gewesen, würden wir nicht gut weitergekommen sein, denn es wird eine neue Straße gebaut. Wir fuhren praktisch über die Baustelle.

Quaqua überraschte uns durch seinen supermodernen Anblick. Eine riesige saubere Wohnsiedlung mit zahllosen genauso neuen Fabriken und einem noch in Bau befindlichen Sportstadion, als stünde es in Europa. Die vielgelästerten Homelands

In Harrismith suchten wir lange den Botanischen Garten. Das Stadtbild übrigens wie alle diese Landstädte: Breite Straßen, viele Bäume und saubere Häuser in blühenden Gärten. Umso enttäuschender war der Botanische Garten, den wir nach einer Stunde fanden. Eher ein Wildpark mit den Wildpflanzen der Umgebung und vom Tafelberg im Hintergrund; aber vielleicht nicht blühwillig zu dieser Jahreszeit.

Bei einem fliegenden Händler kauften wir am Straßenrand Mangos und Ananas und bemerkten gerade noch im letzten Augenblick, daß die Autotüren automatisch nach einer gewissen Zeit verriegelt werden und ohne Schlüssel nicht mehr zu öffnen sind.



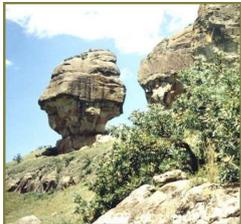
Der Anblick der 3000 m hohen "Drachenberge" ist bereits aus der Ferne imposant

Am Olifantshoek Paß erwischte uns dicker Regen und ein Gewittersturm. Wir malten uns aus, wir müßten jetzt zelten. Unter dem Hotel hatten wir uns etwas ganz anderes vorgestellt, eine snobische Luxusherberge. Dabei war es nichts weiter als ein Camp wie alle anderen und mit einem großen Speisesaal. Seinen Namen verdankt der Park dem Besuch der englischen Königsfamilie bald nach dem Krieg. Die Bäume, die damals gepflanzt wurden, waren jetzt schon groß. In einem kleinen Laden kauften wir beim Malaien Vicks Hustensaft.

Abends gab es Hammel auf Malaiisch mit Reis und Kokosflocken. Da schon die ganze Stimme weg war, tranken wir "Alles verloren" von 1987, einem Weingut bei Kapstadt.

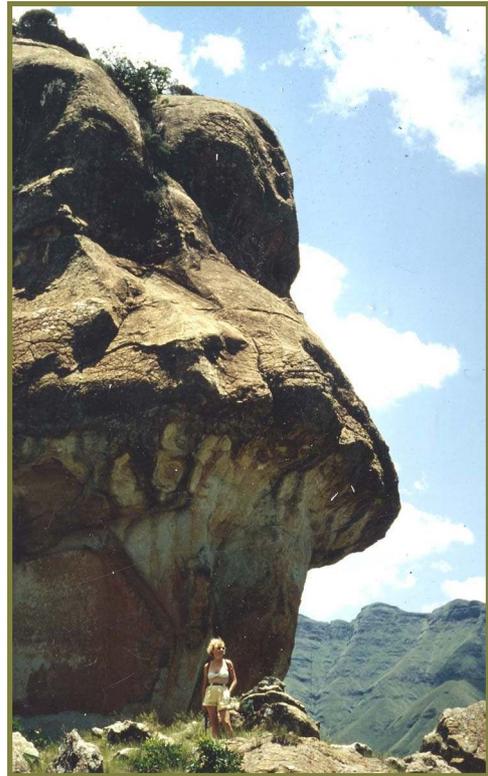
Vom wunderschön gelegenen Tendele Camp aus ist ein Besuch des aus einem Bergrücken herausragenden Kopfes eines Londoner Polizisten eine Versuchung, aber der Weg ist lang

28.12.92 - Tagesausflug zur Gorge, einer Schlucht, durch die sich der junge Tugelafluß zwängt. Drei Stunden waren das talein.. Der Blick zu den 3000m hohen Zinnen des Amphitheaters über uns am Talschluß war beeindruckend und den mühsamen Aufstieg wert gewesen.



Wieder unten im Flußbett, schwammen wir kurz im kalten Wasser ganz hinten im "Tunnel". Der Rückweg war dann genauso lang und noch wärmer. Da kamen uns wie Gespenster zwei völlig zugehängte moslemische Frauen

entgegen. In der Hand trugen sie eine bestimmt schon warme Colaflasche. Ihnen voraus ging, europäisch gekleidet, ihr Mann und sein Sohn. Die beiden hatten nicht unter der Hitze zu leiden wie die Frauen. Vor dem Abendessen drehten wir noch ein paar Runden im Schwimmbecken.



29.12.92 - Heute zogen wir für den einen vorgebuchten Tag ins Tendele Camp, das sehr schön auf einem Hügel liegt und den vollen Blick auf das Gebirgsrund des Amphitheaters bietet. Wir stellten den Wagen unter einen Baum, weil das Haus noch nicht frei war und liefen auf einem ähnlich heißen und mühseligen Weg wie gestern los. Unser Ziel: auf einem fernen Grat ein freistehender Felskopf, der wie der behelmte Kopf eines Londoner Bobbys aussieht und Sentinel heißt.

An einer von Bäumen überwachsenen Bachstelle konnten wir nicht mehr weiter. Kein bißchen Wind. Veenvaan hieß diese bewaldete kühle Stelle. Wir rasteten eine gute halbe Stunde und lagen wie gestrandete Lachse im kühlen Bachbett.

Dann rafften wir uns wieder auf, hatten nochmal eine dreiviertel Stunde Aufstieg in Sonne und ohne einen freundlichen Luftzug vor uns. Endlich am Ziel, unter dem Helm des Felsklotzes. Alles die Folge der Erosion. Der Wind pfiß wie zum Spott um den Pfeiler. Den hätten wir früher gebraucht.

Wir machten uns bald auf den Rückweg, denn es sah in der Ferne wie Gewitter aus. Davon war aber heute keine Rede. Unterwegs sahen wir Hunderte von Proteabäumen, eine einfache Art, die hier Kaffernprotea heißt. Nur solange die rötliche Knospe geschlossen ist, sieht sie schön aus.

Noch zweimal völlig erschöpft, rasteten wir wieder an Stellen, wo der Weg einen Bach überquerte und tauchten darin unter. Zuletzt schleppten wir uns nur noch den Hügel zu unserem Häuschen hinauf. Die Sicht auf das Amphitheater war einmalig. Abends gab es Braai mit Boereworst aus dem Inderladen vor dem Haus. Dazu Rubikonwein, auch einer aus der Kapregion. Tagestemperaturen: max.30, min. 13°C.

30.12.1992 - Im Visitors Center sahen wir eine interessante Reliefdarstellung des Gebirgszuges, der über 160 km lang ist und teilweise weit über 3000 m hoch, entsprechend der nördlichen Grenze zu Lesotho. Wir kauften ein Buch über die bergsteigerische Entwicklung, ja, über die Zeit seit den ersten Menschen, die in die Drakensberge kamen und San.hießen. Also Buschmänner. Sie fielen den Zulus zum Opfer.

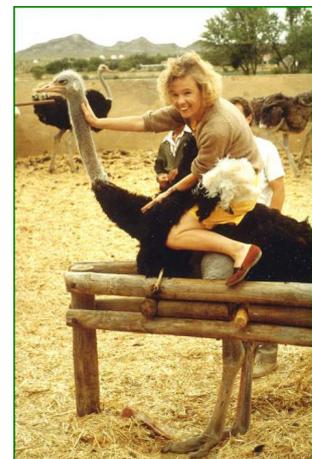
Wir sollten eigentlich schon lange zum Krügerpark unterwegs sein und hatten es jetzt eilig. Wir rasten los. Ladysmith sah wie Upington aus. Braunkohlengegend. Neben den Gruben gleich die Elektrizitätswerke. Unterwegs Lippizanergestüt. Volksrust, Ermelo. Vergeblich suchten wir 200er Diafilme. Bei einer römisch aussehenden Brücke von 1898 über den noch jungen Val machten wir Halt. Die Landschaft war voller Farmen mit Viehherden, Braunvieh und Schwarzweißem. Die zwei Männer im Laden sahen wie aus einer anderen Zeit aus. So mag es vor 150 Jahren beim Albasiniposten im heutigen Krügerpark ausgesehen haben. Wie schade, daß keine Zeit war, mit ihnen zu reden.



Antje muß alles ausprobiert haben.
In diesem Fall: Dreimal Vogel Strauß:

Als Küken,
als Reittier
und als Spiegelei.

Das Spiegelei haben wir schon gefuttert.
Deshalb fehlt es hier. Die Folgen des
Reitunfalls sind noch nicht abschätzbar;
aber ich kenne sie.
So viel nur an dieser Stelle: Sieger des
Rodeos blieb Vogel Strauß.



Wir durchquerten dann ein riesiges aufgeforstetes Gebiet (In der Nachbarschaft zu Swaziland). Beim Vorbeifahren an der ganz modernen Universität in Mbabane ist Hupen verboten. 1989 hatten wir hier am Marktplatz eine schlafende Marktfräulein erst aufwecken müssen, damit sie uns eine ihrer unverwüstlichen Umhängtaschen verkaufte. Sie ist nach 20 Jahren immer noch wie neu. Zur Abwechslung also einmal praktisches und dauerhaftes Kunsthandwerk aus Afrika.



Gegen eine ganze Meute
Wildhunde hat eine
Antilope keine Chance.

Es gewitterte in der Ferne
und, wie wir morgen
erfahren werden, hatte es
auch im Krügerpark
Überschwemmungen
gegeben. An Barberton mit
über 100 km/h auf der
Landstraße vorbei. So ein
Urlaub ist einfach zu kurz
oder wir stopfen zuviel
hinein. Um 18.20 waren
wir endlich am

Krügerparktor, wurden ausgeschimpft und kamen fünf Minuten nach Torschluß in Berg-en-Dal an. Der Laden war noch offen. Wir kauften Fleisch und Wein und grillten hinter dem Haus.

31.12.92 – Schon um 6 Uhr stießen wir auf eine Horde Wildhunde. Ein Tier trug einen Kragen mit Funkgerät um den Hals. Wildhunde sind am Aussterben und im Park wird ihre Wanderung verfolgt. Sie waren uns entgegengekommen. Wir drehten um, folgten ihnen, sahen dann auch schon in der Ferne die Antilope.

Im gleichen Augenblick müssen auch die Wildhunde Witterung davon gekriegt haben. Breit gefächert stürzten sie darauf zu. Die Jungen rannten sogar daran vorbei. Das Impala flüchtete nicht weit, rettete sich auf einen Felsen, wurde aber heruntergerissen und verschwand im Gewühl der Wildhunde, die sich darauf stürzten. Wir sahen fast eine Stunde lang mit flauem Magen diesem Gemetzel zu.



"Ich muß mich auch meiner Haut wehren", sagt das diesmal grüne Chamäleon. „Sehe ich nicht wie ein Grashalm aus?“

Die älteren Tiere zogen sich bald mit einem Stück Fleisch zurück (ganz wie ihr Verhalten beschrieben wird) und überließen dem Rest der Meute das Säubern der Knochen. Die braunschwarz gefleckten Tiere haben auffallend große Ohren und einen buschigen weißen Schwanz. Ihr Aussehen ist besser als ihr Benehmen, wenigstens aus menschlicher Sicht. So war das eben bei ihnen zum Frühstück.

Zuletzt glänzte der abgenagte Brustkorb weiß, am abgefressenen Schädel hing nur noch das Gehörn, und ich hätte es mir gerne als Souvenir geholt. Andere zerrten gemeinsam an Hautfetzen, die wie schmutziggelbes Fensterleder aussahen. Der Anblick der zufrieden auf der Lichtung lagernden Tiere ließ ganz vergessen, daß Leben hier nur durch Morden anderer Lebens möglich war; so selbstverständlich wie bei den Fischen im Meer.



◀◀ Das Impala-Männchen in der Blumenwiese ahnt nichts vom Durst seiner Artgenossen in der Kalahari

Aber daran ist man vielleicht eher gewöhnt oder man ist selten mit den eigenen Augen dabei, wenn einer den anderen frißt oder alle über einen Einzelnen herfallen. Wir sahen aber auch frisch entwickelte Fotos im Lagerladen. Da fielen drei Löwen mitten auf der Straße über einen großen Kaffernbüffel her und ringsum standen die Autos der Touristen und filmten das. Eigentlich kommen ja alle deshalb, aber nur wenige sind wirklich bei so einem Stück "echter Natur" dabei.

Schönste Überraschung: ein grasgrünes Chamäleon mitten auf der Straße. Es lief nicht weg, als ich ausstieg, mich davor auf den Boden legte und eine Nahaufnahme machte. Ich vermute, es dachte, ich hielte es für ein Blatt, das auf die helle Schotterstraße gefallen sei.

Ich bin ein Pillendreher, aber meine Pillen sind groß wie ein Tennisball. Das soll mir erst einmal einer nachmachen! ▶▶



Viele Brücken und Straßen waren heute wegen Hochwasser gesperrt. Es hatte gestern abend auch Unfälle gegeben und mancher mag zu spät ins Lager gekommen sein. Wir setzten eine kleine Schildkröte vor uns aufs Armaturenbrett, bis sie Durchfall kriegte. Abends genossen wir das Schwimmbad, das wir in so guter Erinnerung vom letzten Mal hatten. Dann sahen wir uns zwei Filme über den Park an. Von Silvester war nichts zu spüren. Wir feuerten unseren Grill an und bis es Mitternacht war, war auch das Fleisch gar und der Sekt kühl genug.

Eigentlich sind wir Hirschantilopen, aber die ▶▶▶▶
Leute nennen uns Wasserbock. Wasserspülung gibt es bei uns gar nicht, aber eine Klobrille haben wir schon.



Neujahrsfeier im Löwenharem -
„Wenn unsere Männer noch nicht munter sind, schmusen wir eben alleine.“

Eben waren wir noch drei. Da hatte es unser Kumpel satt gekriegt, das ewige „Bitte, ▶
recht freundlich ▶
und den Kopf, wenn möglich, noch etwas höher!“





Ich suche mir jetzt ein
 ◀ schattiges Plätzchen
 ◀ unter einem
 Leberwurstbaum

1.1.93 - Silvesternacht hin oder her, um fünf ging es wieder los. Fast hätten wir zwischen den Hütten und wartenden Bussen ein ausgewachsenes Kudu überfahren. Ein einsamer Elefant kam uns entgegen, stieg aber neben der Straße zu einem Wasserloch hinab und sah sehr ausgehungert aus.

Dann Mittagsrast in Satara. Viele Feiertagsausflügler. Es sei absolut kein Zimmer frei. Sonst hätten wir umgebucht, denn die Landschaft hier oben war offener, savannenartig und grün.

Viele andere Nebenstraßen waren unzugänglich. Die Brücke unter dem Strom verschwunden. Überall blühte es weißlich und gelb. Wir sahen Giraffen, die weiter weg waren, und Elefanten. Auf der Weiterfahrt nach Prätoriuskop hatten wir eine nur halb überschwemmte Brücke zu queren.. Auch die Straße zur Albasiniruin stand streckenweise unter Wasser. Der einsame Wächter nahe der Furt schien auf Duzfuß mit allen Tieren zu stehen. Leoparden? 0 ja, alle Tage und überall.

Wettlauf mit einem Cheetah hinter einer Gazelle her. Vier Räder gegen vier Beine. Wir gönnen ihm den Riß. Er hält auf schlanke Linie und ist auch sonst der Schönste.

Liebhaber halten sich sogar einen Geparden als Haus- und Hofhund. Mit Katzenfutter aus der Dose kommt der Besitzer aber nicht weit.



„Photogen sind wir Rhinos gar nicht,“ sagt das Breitmaulnashorn. „Warum dann das Photo von uns?“ Reines Jagdglück! Sie hatten ihre Nähe durch ein neu ausgescharrtes Wühlklo neben der Straße verraten. Hier nun die Belohnung für so viel Geduld auf der Suche nach ihnen.

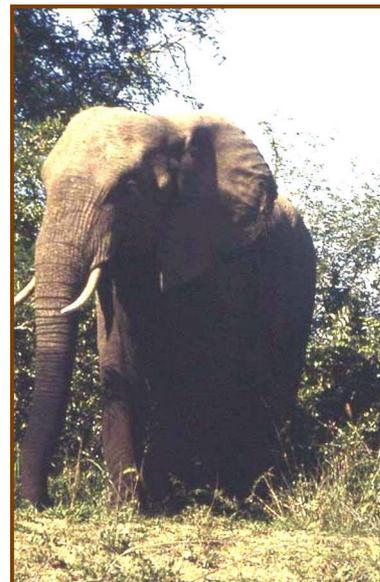
Warum zeigen Zebras
immer ihr Hinterteil?
Immer fluchtbereit?



Nur schrittweise fuhren wir vorwärts, sahen eine schöne Säbelantilope. Dann versperrten uns zwei Giraffen die Straße wie die Ziegenhirten in Lesotho. Wir wurden uringeduldig. Wir sollten längst zum Flughafen in Skukuza unterwegs sein.



Das männliche Impala mit den Ringelhörnern ist neugierig. Keine Angst? Es kann in 10 m weiten Sätzen davonsausen, wenn Gefahr droht.



Knapp am Zusammenstoß vorbei! Weiß wohl nix von 60 m Sicherheitsabstand

2.1.93 –

Wir hofften bis zuletzt, wir würden den Leoparden von 1989 wiedersehen. Wir entdeckten sogar den Felsen, auf dem er damals lauerte und uns anstarrte und zuletzt, wie enttäuscht, nur gähnte. Wir waren wohl doch kein Futter für ihn gewesen.

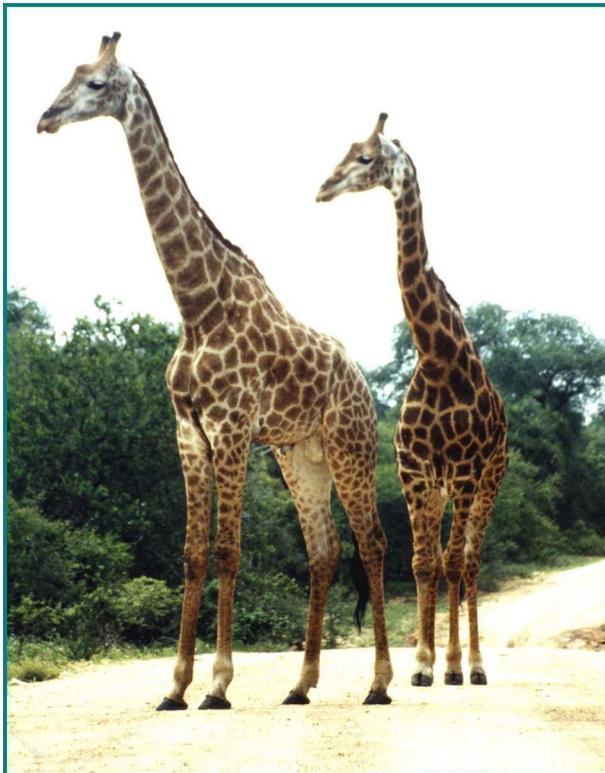
Unsere lange Reise nähert sich dem Ende. Wir werden von Skukuza nach Johannesburg fliegen und dort bis zum Abend zu warten haben.



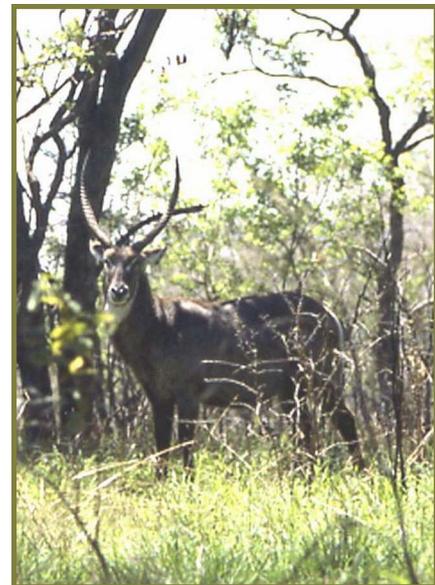
◀ Johannesburgs Art Gallery, ein No-go-Bezirk?

Dort schien es unmöglich, einen Touristenbus zu überreden, uns beim Joubertpark im Stadtzentrum abzusetzen. Das sei viel zu gefährlich. Es fände heute ein Fest der Schwarzen statt. Der ganze Park gleiche einem Heerlager. Die Museumswärter der Art Gallery taten endlich ihr möglichstes, unseren Mini-Bus bis vor das Portal zu lotsen. Anders als in einem Museum, kamen wir uns drinnen eher wie in einer Festung vor.

Maut! Oder euer Flieger ist weg. ▼▼



Der Besuch war aber der Mühe wert. Nicht vielleicht wegen der Gemälde dritter Wahl aus Hinterlassenschaften und Familienbesitz, sondern wegen der Sammlung an Africanas, Stöcken, Zeptern, Kopfstützen und vielem mehr, das Antje bereits von ihren Afrikaeinsätzen für das IRK kannte. Tatsächlich traute sich hinterher kein Taxi bis zum Museumsportal, uns wieder abzuholen. Wir hatten uns alleine durchzuschlagen bis zum Taxistand an der nächsten Hauptstraße.



Neugierig sind sie alle ▶



In Zürich landeten wir mit einem Arm voll Proteas ohne Schwierigkeiten. Erst beim deutschen Zoll in Konstanz stutten sie. Hatten wir gegen das Artenschutzgesetz verstoßen? Wir hatten in der Januarkälte auf die telefonische Antwort aus Berlin zu warten. Unser Blumenstrauß wurde solange „sichergestellt“. Wie auch hätten die Beamten die Antwort selber wissen können! 15 Jahre später stehen aufgeblühte Proteas in jedem Blumenladenfenster.

Mit den Leoparden von damals hatten wir kein Wiedersehen erlebt. Jetzt holen wir den alten von 1989 noch einmal ans Licht und sind in Gedanken gleich wieder weit, weit weg.



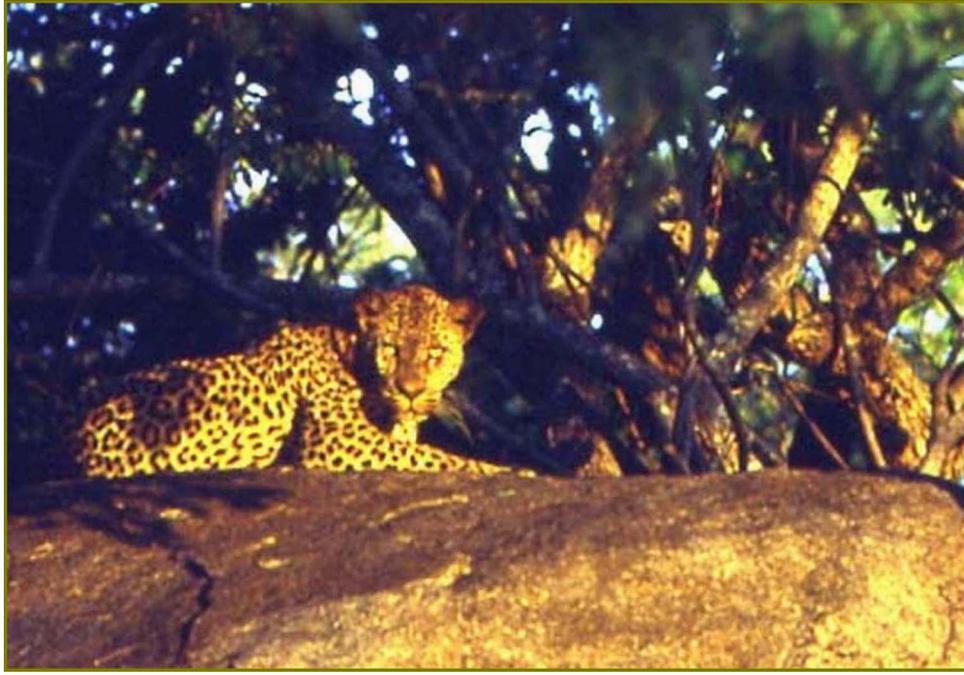
Wir hatten schon Angst, wir würden von Gesetzesschützern aus Deutschland ins Feuer geworfen werden.



Warum ich armes Warzenschwein zu guter Letzt auch noch meinen Auftritt kriege? Als Lückenbüßer bin ich gerade gut genug.

Warum Lückenbüßer?

Der Platz hier reichte nicht für den Liebling des Hauses. Der kriegt die nächste Seite ganz für sich allein.



© **Rudolf Wagner** Alle Rechte sind beim Autor.